

eXperimenta

10/
12/

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

Weiblichkeit

Fritz Reutemann „bayreuth ich komme“

Maya Rinderer „Gedichte Trilogie Teil 3“

Gabriele Kolarova „Eine Frau – was ist das eigentlich?“

Carola Butto Zarzar, Harald Klein „Warum sind Frauen so wichtig für die Arbeitswelt?“

Martina Kroll „Interview“

Christel Wagner „Scherben“

Peter Walker „Der junge William Fox“

Robert Sullivan „Sternen-Waka“

Bilder/Illustrationen von Antje Clara Bucker, Astrid Kohlmeier, Rüdiger Heins, Hans-Jürgen Buch

Marcela Ximena Vásquez Alarcón Trilogie: Patricio Bravo, Franz von Stuck, Gustav Klimt

Eléna Martina im Gespräch mit Rachid Filali

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de

Titelbild: Antje Clara Bucker, Akt 1

Rüdiger Heins Editorial	3
Sati(e)isch Reutemann bayreuth ich komme	4
Der Klassiker Oscar Wilde: Die Sphinx in einer Zimmerecke	5
Maya Rinderer Trilogie Teil Drei	6
Gabriele Kolarova Eine Frau – was ist das eigentlich?	8
Eva Schleißheimer Nur zum Spaß	10
Carolina Butto Zarzar, Harald Klein Warum sind Frauen ...	12
Reinhard Stammer Die Eiche	15
Martina Kroll Ich träume davon, das Buch endlich fertig zu schreiben	16
Ilona Schiefer Zwei Gedichte	18
Petra Beckhaus-Kessler Han Shan	19
Antje Clara Bucker Malerei	20
Friedrich Frieden Gedichte	22
Christel Wagner Scherben	24
Marcela Ximena Vásquez Alarcón Trilogie Teil EINS	28
Der Klassiker Matsuo Basho	31
Eléna Martina Eléna Martina im Gespräch mit Rachid Filali	32
Johanna van Ach Der MANA-Verlag	34
Peter Walker Der junge William Fox	35
Hartmut Jäksch Interview	48
Robert Sullivan Sternen-Waka	50
Ankündigung	56
Prof. Dr. Mario Androetti Gegen die neuen Medien hat die Literatur keine Chance	64
Astrid Kohlmeier Fotos	67
Fritz Reutemann Moderne Literatur – ein neuer Zugang	68
Rüdiger Heins Tipps für Autor(inn)en Autorenlesung Teil 2	69
Evelyn von Warnitz Vorbeirauschen?	75
Günter Wallraff Rüdiger Heins gratuliert	76
Aus der Redaktion	77
Rüdiger Heins URSTROM	78
Sabine Reitze Wettbewerbe, Stipendien	79
Skuli Björnsson Hörspieltipp	90
Schreiben und Meditieren Seminar im Kloster Himmerod	92
Wie schreibe ich (m)ein Buch Seminar im Haus Sonnegg	93
Impressum	89

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

der „Kampf der Geschlechter“ begann vermutlich mit dem Trojanischen Krieg.

Dieses historische Ereignis wird als der Übergang vom Matriarchat ins Patriarchat gedeutet.

Esgibt ein Ereignis, das nicht in Homers Illias vorkommt, aber in den „griechischen Sagen“ erzählt wird: Penthesilea, die Königin der Amazonen, kämpft auf der Seite des Priamos, dem König von Troja. Am Strand begegnet sie im Kampf Achill. Die beiden kämpfen gegeneinander. Achill besiegt Penthesilea. Als sie sterbend auf dem Boden liegt, öffnet Achill ihr Visier, die beiden blicken sich in die Augen und verlieben sich unsterblich ineinander. So die Sage.

Für mich ist dieses Schlüsselerlebnis der Augenblick, in dem der „Kampf der Geschlechter“ ausgerufen wurde. Bis zum heutigen Tag haben wir keinen Friedensvertrag geschlossen. Das sind natürlich alles nur Mutmaßungen.



Niemand kann genau sagen, ob der Übergang des Matriarchats in das Patriarchat tatsächlich mit dem Untergang Trojas in Verbindung zu bringen ist. Ob es das Amazonenheer der Penthesilea gab, ist genau so unklar, wie die Person der Amazonenkönigin selbst. Wir wissen auch nicht, ob dieser Kampf zwischen Penthesilea und Achill tatsächlich stattgefunden hat.

Eines aber wissen wir: „Der Kampf der Geschlechter“ ist auch im 21. Jahrhundert ein nicht zu leugnender Bestandteil im Miteinander von Mann und Frau. Warum gibt es immer wieder Irritationen im Alltag der Geschlechter? Wir leben doch im Zeitalter der Emanzipation. Einer Emanzipation von Frau und Mann. Nichts von alledem ist im Alltag zu spüren. Dort scheint an vielen Stellen die Gleichberechtigung beider Geschlechter noch nicht angekommen zu sein.

Grund genug für die eXperimenta Redaktion sich gemeinsam mit anderen Autor(inn)en diesem Thema literarisch und künstlerisch anzunähern. Wir beginnen heute den ersten Teil unserer Spurensuche mit dem Thema „Weiblichkeit“. Künstler(innen) und schreibende Menschen haben versucht, sich diesem Thema und seinen unterschiedlichen Formen vorsichtig anzunähern. „Weiblichkeit“, was immer das auch heißen mag.

Viel Spaß bei der Spurensuche wünscht
Rüdiger Heins

www.ruedigerheins.de



Foto: Steve Wilber (UK)

Sati(e)risch Reutemann

bayreuth ich komme

na dann viel spaß mit
jonathan meese diesem
neo-nazi-künstler 2016 auf dem
grünen hügel zu bayreuth
bei richard wagners parsival
eine verpflichtung
die dieser kunstdiktator
sich selbst auferlegt
diesem heillosen gral
dem er sich
als totalstrevolution evolutionärst
furiosest berufen fühlt
dem bühnenweihfestspiel
an die herrschaft der kunst
das er sie totalst in die diktatur der kunst
mit hitlergruß verwandeln will
bei soviel totalster blödheit
die dieser neo-nazi-populist
ständigst absondert kriegt
man die totalste wut

das schwungrad der kunst in seinem sinn
führt zur kunstdiktatur
& wird so zur übelst-art
für ihn ist die kreativität
die höchststrafe für alle
selbstverwirklicher
den erzbayreuth sei schließlich
doch kein religiöser hobbykeller
da braucht es schon den hitlergruß
um sich selbst zur wahrsten
diktatur der kunst aufzuhitlern
so stilisiert sich dieser
parsivalweichspüler zum grökaz
dem größten künstler aller zeiten
wie kann man diesen vollstidioten
trotzdem noch nach bayreuth berufen?

fritz reutemann 02.09.2012
freihofstr. 1 • 88131 lindau • tel: 08382/73990
email: Frireu@aol.com

Fritz Reutemann (*1947 in Lindau), Sozialarbeiter, Schriftsteller, Lyriker, Poet und Texter.

Erste Veröffentlichungen 1969. Wichtige Projekte mit Jazzmusikern wie Wolfgang Lackerschmid (Vibes) und Künstlern sind Ausdruck seiner Vielseitigkeit. Er ist 2. Sprecher des VS (Region Bayerisch-Schwaben) im Verband deutscher Schriftsteller. Außerdem Mitinitiator bei der Organisation des Irseer Pegasus in der Schwaben-Akademie Irsee seit 1998. Er ist Mitglied der Künstlervereinigung DIN 4.

Fritz Reutemann versteht sich als politischer Dichter ohne den moralisch erhobenen Zeigefinger.

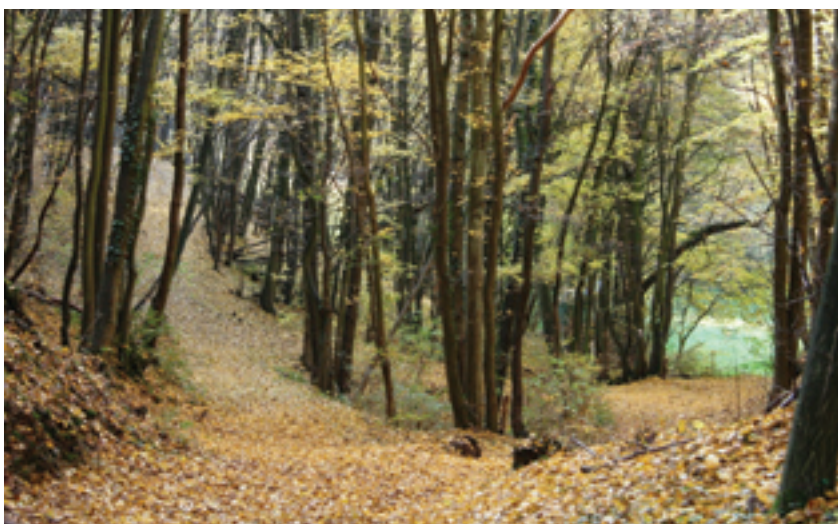
Bibliographisches: Portrait 1972, Urula & Lyrisches, 1995 Julian Verlag; Wilde Gedichte, 2001 Geest Verlag; Hängt den Frieden höher, 2003 Verlag, Signathur Schweiz; Veröffentlichungen in unzähligen Anthologien und Literaturzeitingen.



Rüdiger Heins, Pinsel-Herbst



Rüdiger Heins, Herbst 1



Der Klassiker

Die Sphinx in einer Zimmerecke

Die Sphinx in einer Zimmerecke wacht,
 schon länger, als ich denken kann,
 die schöne Sphinx und schweigt mich an
 im Wechselspiel von Tag und Nacht.

Mein träger Liebling, komm heran,
 und leg den Kopf mir in den Schoß,
 damit ich dir den Nacken kos
 und deinen Samtleib streicheln kann.

Oscar Wilde (1854 – 1900)

Rüdiger Heins, Wohin?

Maya Rinderer

Die Maya-Rinderer-Trilogie Teil Drei

Suprema Lestificae Deae

Ich habe das Glück von meiner Wand genommen
und es ist zerbröselt.

Sagt Katharina.

Und redet vom Kleeblatt, dass sie vor einigen Wochen
an ihre Wand gepresst hat,
um es für immer haltbar zu machen.

Wie man ein Kleeblatt zwischen den Buchseiten
eines Lateinwörterbuchs presst.

Ich habe auch keine Glückskekse zu Hause.

Sagte Katharina. Übrigens:

Alles was sie sagt/sagte
sagt/sagte sie wirklich. Und ich habe ihr die Worte
aus dem Mund geklaut. Sie hat sie freundlicherweise
in meine Hand gespuckt.

Was für ein Glück.

Dass ich es aber in letzter Zeit immer im
Lateinwörterbuch nachschlagen muss ...

Maya Rinderer

Maya Rinderer, geboren 1996 in Dornbirn, schreibt von klein auf Kurzgeschichten, Gedichte und Romane. Im Alter von zwölf Jahren begann ihre Arbeit an ihrem Debütroman Esther, der 2011 im Bucher-Verlag erschien und ihrem Großvater, einem aus Ungarn stammenden Holocaust-Überlebenden, gewidmet ist.



Lestifica amica mea est

Wir sollten besser auf Lestifica aufpassen,
meinst du nicht auch?

Wir sollten außerdem versuchen,
nicht allem und allem erfundene Namen zu geben
und zu behaupten, dass wir sogar
unsere Kinder so nennen würden.

Würden wir nicht. Nicht einmal
unsere Haustiere
würden wir wirklich so nennen.

Wir sollten nicht so hart mit Lestifica umgehen,
was meinst du? Sie hat uns ja nichts getan.
Sie meint es gut mit uns, sie mag uns sogar.
Sie ständig auf die Probe zu stellen,
sie beleidigen und sie zu verfluchen ...
keine gute Idee, Katharina, wenn du mich fragst.
Wer will schon einen Namen, der nichts heißt.

Also, wie lautet der Plan?
Wir könnten Lestifica in eine Glaskugel sperren
und so lange schütteln,
bis sie zu einem Wort wird,
das man auch in einem Lateinwörterbuch findet,
wenn man unter F nachschlägt.
Sie muss ja nicht direkt Plan B sein,
sie kann Plan L, Plan G,
Plan K und Plan M sein.

Maya Rinderer

*Die Göttin Lestifica.
Ihre Attribute: Kleeblatt, Marienkäfer, Hufeisen, manchmal Katharina.
Zuständigkeit: G. und K. und M.*

Mit diesen Gedichten endet unsere Maya-Rinderer-Trilogie.
Wir freuen uns, die Rubrik an anderer Stelle in dieser Ausgabe mit
Gedichten von Marcela Ximena Vásquez Alarcón fortzuführen.



Rüdiger Heins, Herbst 2

Gabriele Kolarova

Eine Frau – was ist das eigentlich?

Mein Weg auf der Suche nach Antworten



Gabriela Kolarova, geboren 1976 in Brünn, Tschechische Republik; Besuch des technischen Gymnasiums, Schwerpunkt Informatik; Studium an der Juristischen Fakultät der Masaryk Universität; anschließend ein Jahr lang Juristin für das tschechische Ministerium für Arbeit und Soziales, Abteilung für Gleichberechtigung von Mann und Frau; 2005 Beginn ihrer Tätigkeit als Juristin für den Konzern UNITED BAKERIES; seit 2006 Studium der Lebensphilosophie Principy Života (www.principyzivota.eu) fortan Arbeit als Coach.

2007 wurde ihr Sohn geboren. Seitdem lebt sie mit ihm und ihrem Partner in Deutschland. Seit 2012 ist sie „tekajen“ der Philosophie Principy Života. Gabriela Kolarova spricht mehrere Sprachen, interessiert sich für Multikulturalität, internationale Angelegenheiten und Politik. Flamenco tanzen ist ihre Leidenschaft. Sie glaubt daran, dass das Leben und die menschlichen Beziehungen, vor allem die Mann-Frau Beziehungen, viel inspirativer, kraft- und respektvoller sein könnten, als sie es jetzt sind.

Ich bin Juristin und geboren in der Tschechischen Republik. Mein Verlobter ist Deutscher. Wir leben schon einige Jahre zusammen mit unserem 5 jährigen Sohn in Deutschland.

Nach vielen Gesprächen habe ich mir Gedanken gemacht und die Erfahrungen verglichen. Letztendlich bin ich zu der Erkenntnis gekommen - ich erlaube mir diesen Punkt zu generalisieren, dass die Unterschiede der Stellung der Frau in der Gesellschaft in Deutschland und in der Tschechischen Republik aus meiner Sicht nur kosmetischer Art sind. Nicht nur in diesen beiden Ländern, sondern auch in vielen anderen, stoßen die Frauen auf die selben Probleme. Nur die Ausrichtung ist eine andere.

Nach meiner Überzeugung haben die Frauen - wie auch die Männer - vergessen, was Weiblichkeit bzw. Männlichkeit bedeutet, wie stark und wichtig diese grundlegenden Wesenseigenschaften sind. Stattdessen kämpfen wir gegeneinander, ein Kampf, der in letzter Konsequenz der Menschheit die Existenz kosten könnte. Diesen Kampf kann aber keine der beiden Seiten gewinnen. In Wirklichkeit stehen Mann und Frau nicht gegen - sondern nebeneinander. Die Stärken und Werte sind ausgeglichen - wir sind dafür blind geworden und sehen dies nicht. Ich möchte daher Ihnen, werte LeserInnen, meinen bisherigen Weg der Suche nach dem weiblichen Prinzip beschreiben.

Meine Oma hat ihr ganzes Leben in einer sehr patriarchalen Partnerbeziehung gelebt. Opas Wort war Gesetz. Meine Mama konnte diese Lebensform für sich selbst nicht verändern, hat allerdings versucht, mich so zu erziehen, dass ich mir von Männern nichts gefallen lasse. Ich habe diese Erziehung auf meine Weise erfasst und wollte den Männern zeigen, dass ich genauso gut bin wie sie, dass ich mich nicht besiegen lasse. Ich habe die Männer nie sehr nah kommen und mich innerlich nicht berühren lassen. Es schien für mich so, dass Mann und Frau gegeneinander stehen. Die „bösen“ und „stärkeren“ Männer haben in der Welt das Sagen, die benachteiligten Frauen müssen immer wieder für ihre Rechte kämpfen.

Tief in meinem Inneren spürte ich allerdings, dass irgend etwas an dieser Einstellung nicht stimmte. Ich habe nachgedacht und mir

Fragen gestellt - ist eine Frau wirklich benachteiligt, ist es des Schöpfers Wille, dass die Frau schwächer ist, oder ist die Stellung des weiblichen Wesens vielleicht doch eine andere?

Nach meinem Studium habe ich eher zufällig eine Stelle beim tschechischen Ministerium für Arbeit und soziale Angelegenheiten in der Abteilung für Gleichstellung angenommen und hier die Agenda

über Gleichstellungsfragen kennen gelernt. Die Grundaussage war leider wieder dieselbe - Frauen haben erstmal keine Rechte. Sie müssen sich diese von den Männern (d.h. durch Staatsgewalt, Quoten usw.) mühsam erstreiten. Das bedeutet, dass die Frau eigentlich die Schwächere ist und diese Gleichstellungs- „Hilfe“ braucht. Ehrlich gesagt kam mir vieles irgendwie „spanisch“ vor. So war man im Ministerium der Auffassung, dass die meisten Unterschiede zwischen Mann und Frau nur erlernte Stereotypen sind. Beispielsweise die Tendenz der Jungen, sich für technische Zusammenhänge, also für die sichtbaren Dinge zu interessieren (z.B. spielen mit Autos). Im Gegensatz dazu den Hang der Mädchen, Beziehungen zu erforschen (z.B. Familienrollenspiele mit Puppen). Holprig. Komisch. Das entsprach nicht meinen Erfahrungen und Gefühlen. Männer und Frauen sind sehr unterschiedlich. Alleine der Körperbau ist anders, dies muss doch einen Grund haben, wieso sollte sich sonst alles so entwickeln?

Ich habe meine Arbeitsstelle gewechselt, bin nun in der Privatwirtschaft tätig. Die Frage „Was ist eigentlich eine Frau, das weiblicher Wesen?“ blieb für mich unbeantwortet und umso brennender. Der biologische Unterschied war mir natürlich klar. Liegt der Unterschied wirklich nur in der Fähigkeit, Kinder zu entbinden? In der Biologie? Bin ich Frau, weil ich weibliche Geschlechtsorgane habe? Ist der Rest von mir irgendein geschlechtsloses ES, genauso wie bei Männern? Nein, ich spürte, dass da noch viel mehr sein müsste.

Ich habe Bücher und Artikel über Göttinnen, weibliche Stärke und weibliches Wesen gelesen, aber nicht wirklich verstanden, wovon die Autoren sprachen. Zu dieser Zeit war ich sehr nah an dem emanzipierten Ideal – sehr gut ausgebildet, unabhängig, relativ erfolgreich. Außerdem lebte ich in einer Wochenendbeziehung, in der ich nur das Wochenende und nicht den Alltag erlebte. Ich musste mich nicht anpassen. Hobbys, Urlaub mit Freunden, Reisen war überhaupt kein Problem. Aber innerlich habe ich mich leer gefühlt. So als würde mir eine wesentliche Verbindung mit der Essenz des Lebens fehlen.

Dann habe ich angefangen die Lebensphilosophie „Principy života“ zu studieren. Die Autorin Helena Vertelmannova nimmt unter anderem Stellung zum männlichen und weiblichen Prinzip. Ihre Ansichten sind sehr komplex und manche Aspekte habe ich bis jetzt nicht verstanden. Eine sehr wichtige Information habe ich bekommen: Der Mann ist aktiv (in gewisser Weise stärker) in der äußeren Welt in praktischen Dingen (daher auch der andere, kräftigere Körperbau). Die Frau ist aktiv (man könnte sagen stärker) in der inneren Welt. Aha, also doch. Es gibt eine Stärke, eine Kraft der Frau, die der offensichtlich größeren physischen Stärke der Männer gleichkommt. Diese Kraft der Frau ist bloß nicht sichtbar.

Ich wollte diese Kraft kennen lernen, sie in mir emanzipieren und habe mich dann weiter mit dieser Philosophie beschäftigt. Mit Hilfe von Coaching begann ich „Gesetze“, die mir Probleme bereiten, aus dem Unterbewusstsein ans Licht zu bringen und daran zu arbeiten. Habe wieder angefangen Flamenco zu tanzen, weil ich spürte, wie gut mir das tut. Irgendwann begann ich, die Kraft des weiblichen Wesens – meine eigene Kraft – beim Tanzen, in der Interaktion mit Männern sowohl in der Arbeit, als auch in der Beziehung zu spüren. Je intensiver ich diese Kraft empfinde, umso weniger muss ich mit Männern in Wettkampf treten, gegen sie kämpfen.

Sehr oft scheitere ich. Manchmal lockt mich die Sehnsucht nach einem Schuldigen, möchte meinem Partner zeigen, ich habe Recht, er ist der Verursacher meines Unwohlseins. Und ehrlich gesagt, ist es auch nicht einfach, die Zweifel meines Partners, dass und was ich spüre, welche Zusammenhänge ich sehe, zu bewältigen. Auch er hat vergessen, dass diese Kraft existiert, mächtig und sehr hilfreich, aber nicht sichtbar, eben nicht so leicht zu identifizieren ist. Der Preis für diesen Kampf ist zu groß und zu frustrierend: Die Unfähigkeit, einander näher zu kommen, miteinander zu kooperieren, wirklich frei und erfüllt zu leben.

Also – zurück zum Anfang. Ich glaube, dass wir die innere Kraft vergessen haben. Aus meiner Sicht ist es aber Voraussetzung, diese Kraft des weiblichen Wesens wieder zu erkennen und

zu benutzen. In Zusammenarbeit mit den Männern, damit Frauen die erstrebte „Position in der Gesellschaft“ einnehmen, welche das weibliche Prinzip von Natur aus in Wirklichkeit hat. Man kann es Gleichstellung oder Emanzipation nennen. Entscheidend ist, dass sich die Frau dieser inneren Stärke bewusst wird, egal ob sie Managerin oder Hausfrau ist. Wobei sowohl die eine, als auch die andere sich in der vermeintlichen Position der Schwächeren sehen kann und in einen Kampf einsteigt. Oder sie ist sich Ihrer weiblichen Stärke bewusst und steht somit auf gleicher Augenhöhe mit dem Mann.

Ziel ist also, dass Beide ein Ganzes bilden, die Fähigkeiten des Anderen erkennen und anerkennen.

Gabriela Kolarova

Eva Schleißheimer

Nur zum Spaß

Ich bin ein kleines Känguru
Und spiele gerne Didg'ridoo
Das ist erstaunlich aber wahr,
Ich atme prima zirkular

Eva-Maria Schleißheimer

Eva-Maria Schleißheimer, geboren 1961 in Lindenberg im Allgäu, (fast) alleinerziehende Mutter eines Sohnes, Dipl.-Biologin und Kommunikationsprogrammiererin, seit 1997 selbständige SAP-Software-Entwicklerin.

Von 2008 bis 2009 Ausstieg aus dem Job, um eine Ausbildung zum Audio Engineer (SAE, Frankfurt) zu absolvieren. Entdeckte ihre Freude am Schreiben, als sie für eine Übungsaufgabe zum Thema Hörbuch / Hörspiel eine Art tontechnische Harry Potter Geschichte schrieb, in der neben einer großen Anzahl tontechnischer Wunderwaffen auch etliche ihrer Dozenten und jugendlichen Mitschüler eine Rolle spielen.

In Anfällen „nächtlicher Reimsucht“ fallen ihr immer wieder traurige, wütende, aber auch witzige Gedichte ein, die sie dann mitunter als ‚Mitternacht-Mails‘ an sehr enge Freunde sendet.

Das obige Gedicht schickte sie ‚aus Spaß‘ vor einem Schreib-Workshop bei Rüdiger Heins an die Redaktion der eXperimenta.





Rüdiger Heins, Herbst 3

Rüdiger Heins, 40



Carolina Butto Zarzar, Harald Klein

Warum sind Frauen so wichtig für die Arbeitswelt?

Carolina: *Harald, du hast 25 Jahre Berufserfahrung in der Industrie und beschäftigst dich seit langem u.a. mit den Themen Karriereberatung für Frauen. Mich interessiert als lateinamerikanische Frau: Warum sind aus deiner Sicht Frauen in der Arbeitswelt in Deutschland so wichtig?*

Harald: 250 Jahre nach der ersten Promotion einer deutschen Frau befindet sich das Bildungsniveau von Frauen heute auf einem höheren Level als bei Männern. Die Führungsetagen sind jedoch nach wie vor männlich dominiert. Alleine schon volkswirtschaftlich gesehen ist die Investition in die Bildung von Frauen eine immense Verschwendung, wenn diese Frauen nach der Ausbildung dort fehlen, wo weitreichende Entscheidungen für die Menschheit getroffen werden. Vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung und fehlender Fachkräfte ist diese Verschwendung nicht länger tragbar.

Für mich ist es außerdem wenig bereichernd, in einer männlichen Monokultur zu arbeiten. Frauen bringen eine andere und erfrischende Denkweise mit. Männer kommen mir manchmal vor wie Tontaubenschützen, die nach dem Motto handeln: Problem am Horizont erkannt, anvisiert, abgeschossen, das nächste bitte! Im Unterschied dazu sehen Frauen oft das Ganze. Sie schauen auch nach links und rechts und denken mehr über die Folgen ihres Tuns nach. Auf Männer wirkt die weibliche Vorgehensweise dann vielleicht zögerlich und wenig zielgerichtet. Trotzdem ist das Ergebnis oft besser. Wir müssen erkennen, dass unterschiedliche Vorgehensweisen ihre Berechtigung haben und sich gegenseitig ergänzen.

Harald: *Wie siehst du die Rolle der Frauen in der Arbeitswelt in Brasilien, das von uns Europäern oft als ein Land der Machos gesehen wird?*

Carolina: Ich lebe seit vielen Jahren in Deutschland und werde immer wieder mit bestimmten Klischees bezüglich Brasiliens konfrontiert. Das Phänomen des Machismo ist nicht alleine ein brasilianisches Merkmal, sondern ein weltweit verbreitetes Phänomen.

Deine Frage bezieht sich hauptsächlich auf die Stellung der Frauen in der Arbeitswelt und in Führungspositionen in diesem Land. Brasilien ist ein Land der Vielfalt, der großen regionalen Unterschiede und natürlich auch ein Land der Kontraste.

In Brasilien ist es komplett normal, dass eine Frau berufstätig und gleichzeitig Mutter ist. Dort lassen sich Beruf und Familie viel leichter als etwa in Deutschland vereinbaren. In Brasilien gibt es nach dem maximal viermonatigen Mutterschutz keine Elternzeit. Nach dem Selbstverständnis brasilianischer Frauen ist es unvorstellbar, dass eine qualifizierte Frau, die Mutter geworden ist, mehrere Jahre in Elternzeit geht und danach eine Teilzeittätigkeit ausführt. Die finanzielle Situation der Gesellschaft und der Familie lässt eine solche Auszeit nicht zu. Die gesamte Infrastruktur ganztägiger Betreuung und der geringe Lohn eines Kindermädchens ermöglichen zudem einen schnellen Wiedereinstieg in die Arbeitswelt.



Carolina Butto Zarzar

Abschlüsse: Soziologin M.A. an der Universität Heidelberg und Diplom Pädagogin an der Universität von Pernambuco (UNICAP) – Recife – Brasilien.

Carolina Butto Zarzar verfügt über Kompetenzen und jahrelange berufliche Erfahrungen in den Themen Diversity-Management, Migration, Interkulturalität in der internationalen Zusammenarbeit und beruflichen Bildung. Nach Tätigkeiten als Projektleiterin in einem Verband der Elektro- und Metallindustrie arbeitet sie heute als Trainerin, Beraterin, Gutachterin und Coach u.a. für die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ), internationale Unternehmen, Universitäten und Behörden in Deutschland und Lateinamerika.

Im internationalen Vergleich sind in Brasilien deutlich mehr Frauen in Führungspositionen zu finden als in Deutschland. Das liegt unter anderem daran, dass für Brasilianer eine Ausbildung sehr teuer ist. Das Bewusstsein über den Wert einer Ausbildung trägt dazu bei, dass man den Beruf aus familiären Gründen nicht einfach aufgibt. Insgesamt geben sich brasilianische Frauen mit der klassischen Rollenverteilung weniger zufrieden. Natürlich finden wir auch in Brasilien Frauen, die als Hausfrau und Mutter leben.

Carolina: *Wie siehst du den Feminismus und die gesamte Diskussion in Deutschland um die Einführung der Frauenquote? Würde dies aus deiner Sicht die gesamte Stellung der Frauen in Führungspositionen wirklich positiv ändern?*

Harald: Eine gesetzliche Quote halte ich für wenig sinnvoll, da sie den branchenspezifisch unterschiedlichen Rahmenbedingungen nicht gerecht wird. Im Maschinenbau z.B. werden wir vermutlich noch längere Zeit geringere Anteile von Frauen finden als in der Kosmetikindustrie oder im Finanzsektor. Zudem führt der politische Druck schon jetzt zu dem sogenannten Wespentailen-Effekt. Die Masse der Frauen befindet sich auf Belegschaftsebene, auf Vorstands- und Aufsichtsratsebene gibt es mittlerweile einige Vorzeigefrauen und dazwischen, auf Senior Management Ebene, sieht es extrem dünn aus.

Der Ansatz muss ein anderer sein. Wir müssen erkennen, dass monokulturelle Unternehmen und Institutionen in einer globalen Welt nicht überleben können. Im Unterschied zur gesetzlichen Quote halte ich eine unternehmensinterne für sinnvoll. Das mittlere Management, das über Stellenbesetzungen entscheidet, ist es gewohnt, über klare Zielvorgaben geführt zu werden.

Nun zum ersten Teil Deiner Frage. Der Feminismus, der die Entwicklung von Frauen wesentlich vorangebracht hat, tritt heute in manchen Punkten auf der Stelle. Oft werden in feministischen Kreisen vor allem Ursachen an dem „Zurückbleiben“ von Frauen ausgemacht. Die Diskussion hat zur Folge, dass viele Frauen in einer Art kollektivem Klagegesang dazu tendieren, die Schuld anderen zu geben: dem Staat, der mit gesetzlichen und steuerlichen Rahmenbedingungen Frauen an den Herd lockt; der Kirche, die das Patriarchat in besonderem Maße vorlebt; der Gesellschaft, die mit ihren Erwartungen Frauen in die Rolle als Hausfrau und Mutter drängt, den Unternehmen, die Frauen nicht ausreichend fördern und mit männlichen Maßstäben messen und so weiter und so weiter.

Eine Frau, die sich beruflich entwickeln und damit ihre eigene Karriere gestalten will, muss sich aber klar machen, dass einzig sie selbst für ihr Leben verantwortlich ist. Das Beschreiben von Ursachen festigt lediglich negative Bilder im Kopf. Notwendig sind aber positive Bilder.

Männer zweifeln weniger daran, dass sie selbst ihr Leben in der Hand haben. Von je her wird Ihnen die Rolle als Versorger von der Gesellschaft zugewiesen. Ihre Attraktivität wird vor allem an Ihrer Brieftasche, an Ihrem Einfluss und der Verantwortung gemessen, die sie übernehmen. Ein Mann, der ein Jahr Elternzeit nimmt, bekommt die Zuschreibung „Waschlappen“. Männer liegen ebenso in den Ketten der klassischen Rollenerwartung wie Frauen. Nur sind diese Ketten eben karriereförderlich.

Harald: *Du hast zwei Studien absolviert, bist gefragte Trainerin für Diversity Management und Interkulturalität, du berätst Frauen in Karrierefragen. Bei all dem bist du selbst Mutter und bringst*



Harald Klein

Studium des Maschinenbaus an der Fachhochschule Karlsruhe.

Harald Klein verfügt über Kompetenz und jahrelange Erfahrung in den Bereichen Personalentwicklung, Personalmanagement, Personalwirtschaft, Eignungsdiagnostik, Coaching, Diversity-Management und HR-Strategie. In der Automobilindustrie sammelte er zunächst als Planungsingenieur und später als Personalmanager umfangreiche Fach- und Führungserfahrung. Weiterhin ist er ehrenamtlicher Richter am Landesarbeitsgericht in Mainz.

das alles unter einen Hut. Was kannst du Frauen mit auf den Weg geben, die ihr Leben und ihre Karriere gestalten möchten?

Carolina: Aus meiner Sicht beginnt bei uns Menschen ein großes Problem im Leben damit, dass wir zu wenig Klarheit darüber haben, was wir in unserem Leben wirklich möchten. Viele Menschen glauben, dass sie ihre Ziele nicht erreichen können, weil es ihnen an diversen Fähigkeiten fehlt. Tatsächlich ist der Grund jedoch, dass sie nicht richtig daran glauben, dass sie ihre eigenen Ziele verwirklichen können.

Dazu kommen anderen Faktoren, die vielleicht in diesem Kontext auch eine Rolle spielen – wie z.B. bei Frauen, die Mutter sind und sich selbst für die „Familienphase“ entschieden haben. Ab dem Moment, in dem sie mit dem Gedanken des Wiedereinstiegs in die Arbeitswelt spielen, kommen die eigenen und fremden Gegenargumente wie „Du musst zu Hause bleiben – sonst bist du eine Rabenmutter“. So kommt es oft vor, dass Frauen ihre eigene Identität und ihre eigenen Ziele im Namen der Familie aufgeben. Dies ist langfristig ein fataler Fehler.

Dann macht man sich auf die Suche nach Schuldigen. Das sind die Gesellschaft, die Männer, die Unternehmen, die Rahmenbedingungen usw. – so wie du es beschrieben hast. Es wäre besser, sich zu fragen: Was war mit mir? Was wollte ich? Welches waren meine Ziele, als ich mich für ein Studium entschlossen habe? Habe ich alles aufgegeben?

Natürlich gibt es auf dem Weg zur beruflichen Entfaltung Barrieren, aber das Wichtigste ist: Die eigenen Ziele trotz auftretender Probleme nicht aufzugeben!

Wenn Frauen wissen, dass sie etwas zu sagen haben, werden sie immer Menschen begegnen, die das erkennen.

Es ist wichtig, die eigenen Ziele zu formulieren, dran zu bleiben und auch die kleinen Erfolge zu erkennen. Denn diese sind wie eine Leiter. Jeder Schritt zur Erreichung der eigenen Ziele ist fundamental für den gesamten Prozess. Es ist anstrengend – ja! Es ist nicht immer einfach – ja! Aber es ist machbar!

Und es reicht nicht, die Ziele zu formulieren. Noch wichtiger ist es, die Ziele nicht aufzugeben. Selbstvertrauen kann nur mit der eigenen Erfahrung wachsen. Niemand kann für ein kleines Kind laufen, das Kind kann von Eltern und anderen Personen im Prozess des „Laufen Lernens“ unterstützt werden – aber laufen muss das Kind selbst. Dies gilt ebenso für Frauen, das ist ganz simpel.

Einmal habe ich von einem Buddhisten gehört: „Deutschland ist eine „aber“-gläubige Gesellschaft. Wenn man in diesem Land fragt: Was möchten Sie beruflich machen? Dann sagen die Menschen A und dann B und dann C. Die Liste ist enorm. Und dann kommt das ABER. Ich würde gerne dies oder jenes tun, aber ich kann nicht weil...“.

Ohne Risiken werden wir unsere Wünsche, eigenen Ziele und Träume nicht realisieren können. Wenn Andere es schaffen, dann schaffe ich es auch. Mut zur Veränderung!

Carolina Butto Zarzar und Harald Klein



Rüdiger Heins, *Viel erlebt*

Reinhard Stammer

Die Eiche

Ich stehe hier und bin noch ganz benommen,
an einem großen, starken Eichenbaum,
und weiß genau – dies war nicht nur ein Traum:
ich bin aus einer anderen Welt gekommen.

Ganz sanft hat er mich in sein Reich geführt,
mit seinen Wurzeln hielt er mich umschlossen.
Ich fühlte mich in eine neue Form gegossen,
er hat mich tief mit seinem Sein berührt.

Ich spürte, wie die Beine mir versagten,
doch seine große Kraft hielt mich umfassen.
Ich nahm es wahr ganz ohne Furcht und Bangen,
Gefühle, die mich sonst tagtäglich plagten.

Da waren Sehnen, Rauschen, Dehnen, Wallen,
Nicht Raum und Zeit – nur Glück und Seligkeit.
Da war ein Ahnen von Unendlichkeit –
bin fest verwurzelt durch das Sein gefallen.

Ich bin erfüllt vom grenzenlosen Schweigen,
und dafür dank ich meinem Eichenbaum.
Heut leb ich dieses Leben wie im Traum –
ganz leise spielt der Wind in seinen Zweigen.

Reinhard Stammer

Reinhard Stammer, Geb. 25.07.1952; 1968 erste Ausstellung mit Siegbert Amler in Glücksburg. Kein Kunststudium, 1983 Gründung P.A.R.C.-Verlag (www.parc.de), Verkauf 2006 nach schwerer Krankheit; 2003 mehrere Einzelausstellungen bei Flensburg, 2007 Umzug nach Mallorca, 2008 Ausstellung mit Elena Gatti im Pueblo Espanol in Palma de Mallorca, 2008 Ausstellung mit Agnes Rodon im Pueblo Espanol in Palma de Mallorca, 2008 Zurück nach Deutschland, 2010 Einzelausstellung Akademie Sankelmark, 2010 Erster Künstler mit eigenem App auf iPad (reinart / im bookstore), 2011 Vision SternwARte Hamburg, 2011 Aurakure Hamburg, 2011 Bilder in mehreren inter-nationalen Online Magazinen, 2011 Kunstherbst Hamburg Altonale, 2011 Gründung der Gruppe Artquadrat, 2011 Ausstellung der Gruppe Artquadrat in der Speicherstadt Hamburg (Austritt aus Artquadrat), 2012 Ausstellung mit Katrin Lassen, Lothar Matejat und Martin Franke in Hamburg, 2012 Kunstherbst Hamburg, 2012 Reflexion mit Nils Peters in Flensburg, 2012 Künstler sehen schwarz Benefizausstellung des Creos art clubs in Saarbrücken, September 2012 In zwei nacheinander folgender Ausgaben des online Kunstmagazins, 2012 2.10.-31.10. Einzelausstellung eagl galerie Berlin; "eXperimenta" Dokumentation über meine Arbeit und mein Leben; Oktober / November Ausstellung Abstrakte Bilder in Galerie von Negelein Kiel; 2012 Kunstherbst Hamburg. Abgelehnt von vielen konservativen Künstlerverbänden.

www.reinhard-stammer.de

Videos von einigen Ausstellungen: Ausstellung in der Akademie Sankelmark 28.02.2010 (<http://www.youtube.com/watch?v=sU5jSFTGWN0>); Vernissage in der Fundación Matthias Kühn im Pueblo Español in Palma de Mallorca Februar 2008 (<http://www.youtube.com/watch?v=z4gZB0 QgBOc>); Rede Dr. Uwe Lempelius im Juli 2006 (<http://www.youtube.com/watch?v=XYB57dKFvJ4&feature=autofb>); In meinem Atelier (<http://www.youtube.com/user/reinhardstammer#p/a/u/0/tkGf7oJElpc>)

Martina Kroll

Ich träume davon, das Buch endlich fertig zu schreiben.

experimenta: Liebe Martina, mit „Alice Eisklotz!“ veröffentlichst Du jetzt nach „Suchen und Finden – Eine Bären Geschichte nicht nur für Kinder“ dein zweites „Kinderbuch“. Bei der Lektüre deiner Bücher entsteht bei mir der Eindruck, dass du deine Geschichten auch für Erwachsene schreibst.

Martina Kroll:

Die Bären Geschichte entstand, weil für Himmerod immer schon ein Kinderbuch gefehlt hatte. Diese Lücke wollte ich schließen. Es wurde dann ein Kinderbuch für Kinder bis 100 Jahre, weil uns allen eins gemein mit dem Bären ist: Wir sind auf der Suche nach uns selbst, dem Sinn unseres Lebens. Himmerod ist ein guter Ort für eben diese Suche. Alice hingegen ist immer kalt. Das macht sie zu etwas Besonderem, aber auch einsam. Erst durch die Begegnung mit Ole ändert sich dies. Sie findet in ihm einen Freund, der sie versteht, ihr Leben bereichert und mit Wärme erfüllt. Ist das nicht auch etwas, wonach wir uns alle, egal welchen Alters, sehnen? Es gibt Themen, die das Leben, nicht eine bestimmte Altersgruppe allein, betreffen.

experimenta: Wie bist du zum Schreiben gekommen?

Martina Kroll:

Es begann mit 12 Jahren, mit Tagebuch schreiben. Dazu kamen Briefe, später Mails und immer wieder auch Geschichten. Manche sind ganz „böse“, andere sind Versuche, etwas zu beschreiben, und dann gibt es Geschichten, bei denen ich den Eindruck habe, sie fließen nur durch mich hindurch. Dazu entstehen Bilder in meinem Kopf, die ich einfach nur von dort abmalen muss. So war es bei der Bären Geschichte und auch bei Alice.

experimenta: Arbeitest du bereits an einem neuen Projekt?

Martina Kroll:

Wie wohl fast alle Schreibenden, habe ich einen Roman im Hinterkopf, der über Jahre einige Kapitel bekommen hat. Anfangs dachte ich, es seien einzelne Geschichten, irgendwann merkte ich, sie



Martina Kroll, Foto: Christoph Wilmer

Martina Kroll, geb.1961, Erziehungswissenschaftlerin, Mutter eines Sohnes. Fast 40 Jahre lang hat sie mit viel Freude und Fantasie im Ruhrgebiet gelebt und gearbeitet. Den Entschluss, auf dem Land zu leben, hat sie in einem der Häuser bei der alten Abtei Himmerod in der Eifel verwirklicht, direkt außerhalb der Klostermauer. Sie erfüllte sich damit einen Lebenstraum. Seit sieben Jahren hat sie in ihrem Haus einen kleinen Laden: 7 SACHEN. Schreiben, Malen und Fotografieren waren immer wichtige Teile ihres Lebens. Es ist ihre Art, die Welt zu sehen und zu beschreiben.



Martina Kroll, Alice Eisklotz



Martina Kroll, Alice

gehören alle zusammen, sind Teil eines größeren Ganzen. Ich träume davon, das Buch endlich fertig zu schreiben.

eXperimenta: Du hast dir ein Haus direkt beim Kloster Himmerod gekauft. Hat das einen besonderen Grund?

Martina Kroll:

Himmerod war seit meiner Jugend mein zweites Zuhause, ich habe es vor 12 Jahren zu meinem Ersten gemacht. Ich genieße die Ruhe dieses Ortes, die in der Großstadt, in der ich zuvor fast 40 Jahre gelebt habe, nicht zu finden ist. Umgekehrt braucht Himmerod Menschen als Ankerpunkte, Menschen mit Kontinuität. Es gibt nur vier Mönche mit längerer Himmerodzeit als ich sie habe, daher bin ich nun – auch mit meinem 7-SACHEN-Laden – einer dieser Ankerpunkte.

eXperimenta: Ist Himmerod ein besonderer Ort?

Martina Kroll:

Ja, ganz bestimmt. Himmerod ist ein besonderer, ein energetischer Ort.

Hier verläuft die Zeit anders als anderswo. Trotzdem ist es die große Welt im Kleinen – mit allem Schönen und allen Problemen. Jeder Tag bleibt eine Herausforderung, bringt neue Geschichten, neue Bilder und das macht das Leben hier spannend.



Martina Kroll, Titel: Suchen und Finden

Das Interview führte Rüdiger Heins



Astrid Kohlmeier,
Publikumsliebling

Ilona Schiefer



grün

frühlingsgrüne Iris,
doch tannengrünes Herz

lindgrüne Zeit,
doch schlammgrüne Bewegung

aquagrünes Schauen,
doch mattgrünes Tun.

grün. ICH. grüner.

Ilona Schiefer

Ilona Schiefer, geb. 1967 lebt in Meerfeld / Eifel; verheiratet, 1 Sohn; Betriebswirtin (HWK), Prokuristin in der Schreinerei Ihres Mannes; ihre Hobbies sind Schreiben, Lesen, in der Natur sein; „Schreiben bedeutet mir eine innere Kraftquelle.“

Schritte

gedanken wabernd nebelschwaden
seele tropft auf den asphalt
Schritt für Schritt für Schritt für Schritt

wolken regen sturmwind dröhnt
wille um sich aufzulehnen
Schritt für Schritt für Schritt für Schritt

sonnenschein und schattenspiel
augen blicken wassertropfen
Schritt für Schritt für Schritt für Schritt.

ewigfließendlebenswasser
herz will grünes leben nehmen
Schritt für Schritt für Schritt für Schritt

Ilona Schiefer



Astrid Kohlmeier, love me

Petra Beckhaus-Kessler

Han Shan



ABSCHIED

Sommersonne klopft ans Fenster
kitzelt sanft auf meiner Haut
So warme Freude steigt empor
Gedanken an den letzten Tag
Wie wird der Abschied heute sein
Tränen kommen kurz hervor
Verlassen müssen fällt sehr schwer
Seelen haben sehr berührt

Petra Beckhaus-Keßler

ACHTSAMKEIT

Gefangen im Geist des Egos
bestätigt in Raum und Zeit
nie benötigt zu versuchen
Andere im Glück zu sehn
Du hast den Punkt getroffen wohl
beschämende Gefühle
Niemals zu spät für Änderung
Hoffe, dein Herz zu berühren

Petra Beckhaus-Keßler

Petra Beckhaus-Kessler, geb.1968 in Bingen/Rhein, nach ihrer Physiotherapieausbildung lebte sie einige Jahre in Stuttgart, kehrte dann wieder nach Bingen zurück. Ihre Familie, Freunde und Bekannte animierten sie immer wieder zum Schreiben, letztendlich entdeckte und entfachte sich ihre Leidenschaft im August 2012, nachdem sie an dem Seminar „Creative Writing“ mit Rüdiger Heins im Kloster Himmerod teilnahm.

Antje Clara Bucker, Kommunikationsstörung



Antje Clara Bucker

Künstlerisches Konzept:

Es ist nicht vorrangig ihre Absicht, Kunst allein zu dekorativen Zwecken zu schaffen. Als Künstlerin hat sie an sich selbst und an die Kunst den Anspruch, mit den Mitteln der Malerei und der Bildsprache versteckte Absichten, Emotionen und Intentionen der Welt, in der wir leben, sichtbar zu machen – ins Bild zu rücken, die Innenwelt der Außenwelt zu zeigen. Kunst bietet uns dafür die Möglichkeit in einer Weise, die Worten und fotografischen Abbildungen allein nicht gelingen kann.



Antje Clara Bucker



*Antje Clara Bucker,
As Time goes by*



Antje Clara Bucker, Adam und Eva



Antje Clara Bucker, geb. 1964 in Castrop Rauxel; Besuch der Grand Junction High School in Colorado; 1984 Abitur in Haltern am See. Seit ihrem Abitur ist sie als freischaffende Künstlerin in den Bereichen bildende Kunst und Musik tätig. Sie arbeitete im Iran und zehn Jahre in Nordafrika. Unter anderem war sie tätig für Produktionen des SWR, beim Aufbau einer Organisation für deutsche Frauen in Nordafrika und an einem maghrebinisch-deutschen Partnerschaftsratgeber. 1999 – 2004 besuchte sie den Unterricht im Kunst- und Kulturzentrum Mohamed Maarouf in Sousse/Tunesien bei Professor Ammar Al Allouche.

Antje Clara Bucker lebt heute mit ihrem neuem Lebensgefährten, seinen und ihren Kindern, zwei Wolfshunden, einer zahmen Dohle und anderen Haustieren in Haltern am See, NRW. Sie ist als freischaffende Künstlerin und Dozentin der VHS tätig und seit 2012 Mitglied der Künstlergruppe Crossart International. Antje Clara Bucker tritt mit ihrer großen Patchworkfamilie oft gemeinsam auf und organisiert Ausstellungen. Ihre entstandenen Gemälde und Zeichnungen sind durchaus auch als autobiografisches „Bildertagebuch“ anzusehen.

Antje Clara Bucker, Akt 1

Friedrich Frieden

Gedichte

Gereift

Besonnen nachdenklich gestimmt
Respektvoll selbstbewusst bestimmt
Erfahren abgebrüht gemäßigt
Meinungsbildend und gefestigt
Bedächtig anmutend verletzlich
Einsichtig würdig gesetzlich
Geheimnisvoll und reflektierend
Verständnisvoll und inspirierend
Vertrauenswürdig respektiert
Wissensreich und sehr versiert
Demütig mit offenem Herzen
Humorvoll aufgelegt zu Späßen
Eindrucksvoll mit feinem Geist
Sehr belesen viel gereist
Entspannt und ruhend in sich selber
Wie tausend Jahre alte Wälder

Friedrich Frieden

Wunsch

Vögel, die erheiternd singen
 Klänge, die natürlich klingen
 Harmonien, die heiter hallen
 Sinfonien, die süßlich schallen
 Empfindungen, die Sehnsucht spüren
 Geheimnisse, die sanft verführen
 Gedanken, die sich spielend äußern
 Poeten, die sich leise räuspern
 Und die Vielfalt offenlegen
 Die die meisten Herzen hegen
 Einigkeit, die inspiriert
 Hoffnung, die sich nicht verliert
 Rätsel, die sich offenbaren
 Kulturen, die sich in glasklaren
 Strukturen gegenseitig ehren
 Wissen teilen und vermehren
 Erkenntnisse leicht zu erfahren
 Wer braucht Könige und Zaren
 Eher Flüsse und die Gletscher
 Die Zeit verrinnt schnell – plätscher plätscher

Friedrich Frieden



Zierde

Das Pferd es schmückt den Reiter wohl
Gemischtes Hack geschmückt mit Kohl
Gefällt dem Auge und dem Magen
Da ließe sich genauso sagen
Dass Hosen Beine meist gefallen
 Klänge schwingungsreich erschallen
Objekte auftriebsstark sich heben
Menschen Schicksalssinn erstreben
Sinnlosigkeiten leicht verfallen
Des Zufalls Echo hört man hallen
Auf den Wegen aller Leben
Ob verflucht oder mit Segen
Ob verdammt oder auch heilig
Ob gemütlich oder eilig

Öffnet man verschlossene Türen
Die ins Unbekannte führen
Die das Ungewisse bergen
Alle Zweifel krass verstärken
Alle Zuversicht fest schnüren
Die abtöten alle Allüren
Straff zentrieren alle Ziele
Ohne dass man Stolz verfele
Auf dass man Freiheiten erlangt
Nach denen jeder Mensch verlangt
Wenn wir noch nehmen diese Hürde
Was wär'n wir für `ne Erdenzierde

Friedrich Frieden

Friedrich Frieden studierte in Berlin und Heidelberg Neuere Deutsche Literatur, Ethnologie und Soziologie. Seitdem ist er verschiedenen Tätigkeiten in diversen Berufsfeldern nachgegangen. Der Betreiber eines eigenen, seinen Namen tragenden, Musiklabels hat bereits mehrere musikalische und lyrische Werke publiziert.

Bastian Exner



Christel Wagner

Scherben

Der Wind bewegt die Jalousie durch das offene Fenster. Jürgen bleibt stehen und betrachtet seine Frau, die auf dem Bett liegt. Ihr rechter Arm hält das Kind auf ihrem Bauch, das leise schmatzende Geräusche macht, den kleinen Kopf nach rechts gewendet, die Fäustchen geballt. Beide schlafen. Sabri liegt auf dem Rücken, ihr Mund ist geöffnet, sie schnarcht ein wenig. Jürgen fragt sich, was er fühlt bei diesem Anblick.

Wenn ich ein Wort finde, werde ich es mir merken, kann es gebrauchen, um Sabri zu überzeugen. Sie, die immer so wartet auf Worte für meine Gefühle ihr und dem Kind gegenüber. Wenn ich ein gutes finde, wird sie zufrieden sein, mich anstrahlen, und alles wird in Ordnung sein. Fühle ich mich froh, glücklich? Das ist zu banal. Wenig überzeugend. Ist „Verantwortung“ ein Gefühl? Jürgen hört, wie sein Handy brummt, zieht sich vorsichtig in den Flur zurück, schließt die Tür des Schlafzimmers. Auf dem Display erscheint „Münster“, er zögert, ob er die Stimmen der Eltern hören will, jetzt, wo Sabri schläft und er ihr das Handy nicht reichen kann, mit hochgezogenen Augenbrauen um ihre Unterstützung bittend. Jürgen geht mit dem Handy in die Küche, setzt sich auf den blauen Stuhl am Tisch, drückt auf Empfang. „Emders.“

„Hier ist Vater. Ich hoffe, Ihr seid wohlauf.“ Die Stimme knarrt, ist heiser. Jürgen hört, dass die Mutter neben ihm steht. Ihre Stimme ist lauter als die des Vaters. „Frag, wie es dem Kind geht“, tönt sie. „Wie geht es dem Kind?“, fragt der Vater. „Gut. Sabri und das Kind schlafen gerade“, sagt Jürgen. „Frag, wann sie nach Münster kommen oder ob wir kommen sollen“, befiehlt die Mutter. Der Vater holt tief Luft. „Die Mutter will Dich etwas fragen“, sagt er zu Jürgen. „Machs gut, Junge. Ich geb Dir die Mutter.“ Jürgen schielt zum Wasserglas, das mitten auf dem Tisch steht. Mit der rechten Hand presst er das Handy ans Ohr, aus dem die Stimme der Mutter quillt, mit der linken angelt er nach dem Glas, betrachtet den trüben Rest Wasser, nimmt das Glas, steht auf und geht zur Spüle. Er schüttet das Wasser aus, öffnet den Hahn, schwenkt das Glas mit frischem Wasser aus. „Was machst Du?“, unterbricht die Mutter ihren Redefluss. „Wäschst Du ab?“ „Nein, nein“, antwortet Jürgen. „Ich hole mir nur etwas zu trinken.“ „Was ist nun“, drängelt die Mutter. „Wir haben das Kind erst einmal gesehen.“ „Ja, ja“, sagt Jürgen. „Ich rede mit Sabri. Wir sagen Euch dann Bescheid.“ Die Mutter klagt: „Aber auch wirklich. Meldet Euch. Man kriegt Euch ja so schlecht.“ „Versprochen“, sagt Jürgen, „also auf Wiedersehen. Ich muss aufhören, Sabri ruft.“ Er drückt auf den roten Knopf, geht zum Fenster und blickt hinaus. Gefühle, ja Gefühle. Er könnte mal Wörterlisten anlegen, vielleicht alphabetisch geordnet, dann hätte er eine bessere Übersicht.

„A“, ein Gefühl mit a: altmodisch, fällt ihm ein. Ich fühle mich altmodisch. Jürgen ist sich nicht sicher, ob ein solches Gefühl Bestand haben wird vor Sabri oder ob sie wieder seufzen und sagen würde „ach Jürgen, das ist doch kein Gefühl“. Mit dieser Enttäuschung in der Stimme. Aha, denkt Jürgen, „enttäuscht“. Das ist auf jeden Fall hundertprozentig ein Gefühlswort. Wenigstens eins, bei dem ich mir sicher bin.

Jürgen blickt auf die Uhr an der Küchenwand, es ist fast drei, wie lange schlafen sie schon? Soll er sie wecken? Er stellt sich vor, wie er Sabri weckt, vorsichtig, aber wahrscheinlich wird es ihm nicht gelingen und das Kind wird aufschrecken und zu weinen beginnen. Sabri wird sagen, warum machst du das, lass uns doch mal schlafen. Ich war so froh, dass Kati endlich eingeschlafen ist. Jetzt kann ich sehen, wie ich sie wieder ruhig kriege. Und er wird sagen, ich dachte, wir könnten mal rausgehen. Viel zu heiß, wird sie antworten, und die Augen wieder schließen. Sie wird sofort anfangen, das Kind zu wiegen und Murmellaute zu machen, bis es ruhig ist.

Jürgen verlässt die Küche und geht ins Wohnzimmer. Der Geruch des Kindes ist hier stärker. Sabri räumt nicht auf, denkt Jürgen, sie räumt eigentlich kaum etwas weg oder gar nichts. Er holt aus der Küche die Rolle mit den Abfalltüten, sammelt auf, macht Ordnung. Seiner Mutter war Sabri nicht recht, das war nicht zu übersehen. Bei ihrem ersten Besuch in Münster sagte Mutter in der Küche zu ihm, während er half, das Geschirr wegzuräumen und Sabri mit Vater am Tisch sitzen geblieben war, ob er merke, dass sie Dialekt spreche, wohl Hessisch und dass sie das wundere, weil er doch berichtet habe, sie hätte Abitur und studierte an der Universität. Und nach einer Pause, die Jürgen mit Schweigen füllte, sagte Mutter, sie habe sich seine Bekannte ganz anders vorgestellt, auch von der Kleidung her, aber immerhin sei sie laut seiner Auskunft ja katholisch und sie hätte die Hoffnung, dass sich Sabri noch einfügen würde in die Familie. Und er sei doch ihr Einziger.

Jetzt hört Jürgen das Kind, das abwechselnd weint und leise Schreie macht. Er geht in den Flur und bleibt vor der Schlafzimmertür stehen. Sabri singt. Jürgen öffnet die Tür. Er sieht seine Frau an, die im Bett sitzt, das Kind in den Armen. Sie sieht verschwitzt aus, das Gesicht ist gerötet, aber sie lächelt. Ihr T-Shirt ist hochgerutscht und Jürgen sieht einen Teil ihrer schweren rechten Brust. Sabri sagt, komm doch her, wir haben wunderbar geschlafen. Jürgen setzt sich auf die Bettkante. Sabri zieht ihn am Arm. Komm doch her, sei nicht so steif. Sie lächelt ihn wieder an. „Ich bin glücklich“, sagt Jürgen. „Gut“, sagt Sabri, „das ist sehr gut.“

Jürgen fährt mit der S-Bahn. Er schaut aus dem Fenster und plant den Tag. Er überlegt, wann er zur Bank gehen kann, um sich nach den Zinsen zu erkundigen für den Kredit. Jürgen braucht Geld. Das Kind kostet und Sabri arbeitet jetzt nicht. Jürgen denkt an die Erwartungen, die Sabri an ihn hat. Sie will schöne Sachen kaufen, sie will nicht werden wie ihre Mutter, allein erziehend und immer auf alles verzichten. Sie will ein größeres Auto, in das sie den Kinderwagen ohne Anstrengung hinein schieben kann. Jürgen weiß, dass sie noch viel mehr will, aber es fällt ihm jetzt nicht ein. Er nimmt sich vor, Wunschlisten von Sabri anzulegen, die kann er dann abarbeiten.

Jürgen steigt aus und geht die Straße entlang. Als sein Blick auf die gegenüber liegende Straßenseite fällt, sieht er Marion. Sie steht dort und winkt ihm mit beiden Armen zu. Sie wedelt mit den Händen. Jürgen merkt, wie der Schrecken kommt. Der macht, dass seine Knie zittern. Er bleibt stehen und drückt die Beine durch, damit das Zittern aufhört. Es gelingt ihm nicht, davon zu laufen. Marion überquert die Fahrbahn und kommt auf ihn zu. Jürgen, ruft sie, Jürgen, welch ein Zufall. Sie breitet die Arme aus, als wolle sie ihn umarmen. Er weiß nichts zu sagen. „Hast du Zeit?“, fragt sie. Er bringt es fertig, den Kopf zu schütteln. Nein, nein, keine Zeit, muss ins Büro, bin schon spät. „Aber in der Mittagspause“, drängt sie, „wenigstens eine halbe Stunde, bitte Jürgen.“ Bitte, bitte, bitte. Jürgen kann nur nicken, gut, eine halbe Stunde. „Komm zu mir, den Weg kennst du ja noch. Wirklich nur eine halbe Stunde, ich möchte dir etwas zeigen.“ Er sieht, wie sie weg geht, eilige Schritte macht, sich dann kurz winkend nochmals zu ihm dreht, als hätte sie Angst, dass er doch noch Nein sagt.

Jürgen sitzt im Büro und blickt auf den Bildschirm. Marion geht nicht weg. Er versucht, an etwas anderes zu denken, aber es gelingt ihm nicht. Er sieht sie vor sich in dem abgedunkelten Zimmer, hört ihre heisere Stimme, die sagt, ich bin zu alt für dich, ich will nicht, dass du es so deutlich siehst, schau mal meine Falten. Nein, guck nicht hin. Komm her, ja so ist es richtig. Marion hat seine Hand geführt, hat ihn zurecht gerückt. Und wie oft war er dort, in diesem dämmrigen Raum, in dieser Lust, mit diesem Widerwillen und dieser Scham.



Antje Clara Bucker, fürcht ich kein Unheil

Er schließt die Augen, und sofort ist Marion wieder da. Wie sie auf ihn zueilt und wie sie noch älter aussieht als früher. Jürgen spürt die Peinlichkeit, sie zu kennen, sie nackt zu kennen, ihren hageren Körper berührt zu haben. Widerwillig in die Lust gekommen zu sein. War es wirklich Widerwille? Jürgen weiß es nicht mehr. Marion hatte gelacht und gefragt, bist du noch Jungfrau, das gibt es ja gar nicht, aber gerne stelle ich mich zur Verfügung. Jürgen öffnet die Augen, versucht, den Text auf dem Bildschirm zu lesen. Er merkt, wie er schwitzt, steht auf, öffnet das Fenster.

Am Mittag geht Jürgen zu Marion. Er hat es versprochen. Er erfüllt eine Pflicht. Nichts hat sich verändert. Vor der Haustür schaut er nach rechts und links, und weil keiner kommt, den er kennt, klingelt er. Im Treppenhaus der gleiche Geruch wie früher. Jürgen rennt die Treppen hoch, hofft, dass ihn niemand sieht. Marion hat die Tür angelehnt. Er bleibt einen Augenblick stehen, zögert. Dann tritt er ein.

Sie ist im Wohnzimmer und sagt: „Ich bin so froh, dich noch einmal zu sehen.“ Jürgen merkt, wie sich sein Mund zu einem Lächeln verzieht. Marion fügt noch hinzu, er solle sich doch setzen. Bestimmt wolle er etwas trinken. Es sei so heiß und er habe bei einer solchen Hitze doch immer viel Durst gehabt und wolle sicher wieder eine Schorle trinken.

Sie gießt Wein und dann Wasser in ein Glas und reicht es ihm. Jürgen schüttelt den Kopf und stellt das Glas vor sich auf den Tisch. Er möchte gerne fragen: was willst du von mir? Und er will unbedingt sagen: ich habe jetzt ein Kind, aber es gelingt ihm nicht. Jürgen sitzt im Sessel und lässt Marions Reden über sich hinweg gleiten. Wörter an Wörter reiht sie. Dann springt sie auf und ruft ihm zu: „Ich wollte dir doch etwas zeigen!“ Jürgen bemerkt wieder das Schreckenszittern. Es ist nicht nur in seinen Beinen, es ist im ganzen Körper. Marion geht zu der Kommode, die an der Wand steht. Sie öffnet eine Schublade, kramt herum, wobei sie ohne Unterbrechung weiter spricht, ich hab es doch, wo ist es denn nur, es ist mir sehr wichtig, es dir zu zeigen, ja vielleicht es dir zu geben, zu schenken. Dann zieht sie die unterste Schublade heraus. Sie kniet sich hin, weil ihr das Bücken schwer wird, auch das erzählt sie.

Jürgen steht auf, um das Zittern zu kontrollieren, das immer stärker wird. Sein Blick fällt auf die geöffnete Weinflasche, die auf dem Tisch steht. Sie ist noch fast voll. Mit der rechten Hand greift er zu, so dass seine Finger von links den Hals der Flasche umfassen. Langsam nähert er sich Marion, die noch vor der Schublade kniet und sucht. Mit der ganzen Kraft, die er besitzt, schlägt Jürgen zu. Die Flasche zerspringt. Der Wein läuft über Marions Haare und tropft auf den Teppich. Mit dem abgebrochenen Hals der Flasche schlägt er noch einmal zu.

Jürgen geht in die Küche und holt eine Plastiktüte. Er sammelt die Scherben auf und legt sie einzeln in die Tüte. Er achtet darauf, sich nicht zu schneiden. Auf dem Weg ins Büro wird er alles in einen Abfallkübel werfen.

Christel Wagner

Christel Wagner

Sie lebt in Mainz und wenn der Fluglärm sie nervt, fährt sie in ihr Bauernhaus im Hunsrück. Sie liebt Gespräche, Rockmusik und Köln. Schreiben gehört zu ihrem Leben, genauso wie ihre Arbeit in einer psychotherapeutischen Praxis.

eXperimenta-Formatvorlage

Sie möchten Ihren Text in der eXperimenta veröffentlichen?

Dann nehmen Sie uns etwas Arbeit ab und senden ihn direkt im geeigneten Format!

Die Vorlage dazu können Sie mit einer Email an **redaktion@experimenta.de** anfordern.

Wir freuen uns auf Ihre Einsendung!



Antje Clara Bucker, „Ecce Homo“, Acryl auf Leinwand 2011, ca. 1,40 x 1,50 m

Antje Clara Bucker, Manha De Carnaval



Antje Clara Bucker, Raumschwindelgefühl

Marcela Ximena Vásquez Alarcón

Trilogie Teil EINS

Frauen-Wurzeln-Weiblichkeit

Mein Glaubensbekenntnis

Ich glaube an die unkontrollierte Leidenschaft von einem Mann für seine Frau.

Ich glaube an den Willen, sich zu ergeben,
bis man sich selbst aus Liebe verweigert.

Ich glaube an die Verführung einer frommen Seele und eines ehrlichen Mundes.
Ich glaube an das Wunder, sich im Leben zu begleiten.

Ich glaube an die Wiedergeburt Deiner Liebe zu mir auf meinem eigenen Fleisch.
Ich glaube an die Tapferkeit des Meeres, wenn ich Dich liebe.
Und ich glaube auch an das Zurückweichen der Wellen.

Ich glaube, daß ich glauben kann, daß ich Dir glaube.

Foto: Sonnenuntergang in Chile © Patricio Bravo

Ich glaube an die Macht des Wortes:
Daß, wenn Du Liebe sagst, es Liebe ist.

Und an die Unbarmherzigkeit des Verbs.

Ich glaube an die Schläge meines Herzens,
die mir die Liebe und den Haß diktieren, die Hingabe und den Kampf.

Ich glaube an die Worte.

M. X. V. A.



Erfinde deine Seele neu

Mach deine Augen zu
und stell dir vor,
dass ein Regen meiner Küsse
die Kälte deines Körpers tilgt.

Nimm mich an die Hand
und zeige mir deine Leiden,
so dass meine Zunge sie heilt,
langsam
jedes (Leid) nacheinander

Schau mir tief in die Augen
und werfe mir in den Rücken
all deine verlorenen Schlachten:

Ich werde sie in Siege verwandeln.

Ruhe deine Lippen in meinem Mund aus,
verdrehe den Kopf, aber nicht die Seele,
versinkend in ungestümen Nächten,
atmend am Ende mit mir
den Himmel der erfüllten Wünsche.

Mach deine Augen zu und stell dir vor ...

M. X. V. A.



Der Kuss, Gustav Klimt

Aufforderung

Lieb' mich.

Lieb' mich ohne Grenzen,

lieb' mich bis zur Ermüdung.

Lieb' mich dafür, was ich bin und nicht bin,

Lieb' mich, weil ich Dich liebe.

Lieb' mich mit Deiner ganzen Seele

und Deinem ganzen Körper.

Lieb' mich jenseits des Mondes und der Sonne.

Lieb' mich und hör' nicht auf, mich zu lieben.

Lieb' mich, daß ich Dich liebe.

Lieb' mich im Bett und auf dem Boden.

Lieb' mich nackt und weinend.

Lieb' mich mit dem Wahnsinn, mit dem ich Dich liebe.

Lieb' mich.

Lieb' mich,

da ich keine Ruhe finde,

wenn Du mich nicht liebst.



Der Kuss der Sphinx von Franz von Stuck

Ich werde Dir geben, was Dir fehlt,
den Wert, morgens aufzustehen,
den Mut der Küsse ohne Bett.
Weil man mutig sein sollte,
um sich mit seinen Hemmungen
und seinen eigenen Ängsten zu konfrontieren,
um sich zu befreien vom Mist,
den uns die Kultur auf den Rücken hängt.

Ich werde Dir meine ganze Seele geben
und meinen Körper,
der schon ganz Dein ist;
und die Worte meiner Liebe,
damit Du mich mit einem Kuß schweigen läßt.

Sag' mir, mein Liebster,
soll ich Dich lieben, wie ich Dich liebe?

M. X. V. A.



Antje Clara Bucker, *What ever happens to our Dreams*

Marcela Ximena Vásquez Alarcón, Übersetzerin Deutsch-Spanisch, M.A. in Linguistik, geboren am 8. März 1970 in Concepción, Chile, lebte ca. 10 Jahren in Berlin mit ihren zwei Kindern. 1996 promovierte sie mit dem Thema: „Evaluation multimedialer Lernprogramme nach neuropsychologischen und konstruktivistischen Anforderungen des Lernens – am Beispiel des Erlernens des Deutschen als Fremdsprache“ an der Technischen Universität Berlin. U.a. nahm sie an der Projektwoche Lateinamerika – Projekt gegen Rassismus an der Puschkinschule, Lichtenberg, Berlin, an dem „VIII Internationalen Treffen von Dichterinnen in Mexiko“. Oaxaca, Ciudad de México und an der „V. Internationalen Dichterbegegnung Lateinamerika – Berlin 2000“ teil. Seit 2006 wohnt sie wieder in Chile. Zur Zeit arbeitet sie im Zentrum für Innovation und Qualität in der Lehre an der Universität Talca.

Der Klassiker

Anfang aller Kunst
die Bäuerin bei der Arbeit
auf dem Felde singt

Matsuo Basho, Japan (1644 - 1694)



Baschoimages

Eléna Martina

Interview with the American novelist Eléna Martina

By Rachid Filali

Rachid Filali:

The novel «CLINGING TO DECEIT» is another version of the eternal love stories, love that disintegrated traditions and social norms, just like the timeless story of Romeo and Juliet, and my question here is: What is new in this novel, written in graceful and beautiful? Is it true that love stories are the easiest topics in the field of writing, as some believe?



Eléna Martina, born in Perú, ElénaMartina moved to the United States after high school and obtained a psychology degree from Austin Peay State University, and a nonprofit management certificate from Duke. She wrote for several North Carolina newspapers, and co-created a successful Spanish language publication. She then switched professions and worked for the U.S. Government for eight years. Her 2010 move to Southern California allowed her to return to what she loves best, writing as a columnist and community reporter. She currently lives in San Jose, California.

„Clinging To Deceit“

Book Description

A young girl has been raised her entire life with the idea of an arranged marriage that she freely accepts. However, the future groom needs to be enticed into this engagement with a hefty dowry at a time when his young, romantic heart is passionately attached to another. The powerful appeal of funds turns tragic for everybody involved, and his family realizes that happiness is not something money can buy. They soon struggle with the murder of a family member that further crushes the young man's dreams for a happy ending. Not able to emotionally recover from it, a final blow imprisons him for life.

Elena Martina:

The book is the story of two families arranging the marriage of their respective children, something that happens today in several countries, not only in the Arab world.

Rachid Filali:

Another question puzzling, why chose Eléna Martina writing a love story an Arab, and it is the Arab societies are the only ones that suffer from the influence of tradition to the point of restricting personal freedoms? Or is the love stories of Arab that is special, remember the atmosphere of stories of „Thousand and One Nights“ charming ..

Elena Martina:

I am a writer and I write fiction. The story was a challenge to me since I never visited Africa, Asia, or the Middle East. But you do not have to live there to figure some things out. I have African, Asian, Arab friends here in the USA. So I am not totally isolated from their views or customs.

Rachid Filali:

You always write about happiness in life, but why we find the novel «CLINGING TO DECEIT» is full of incidents of murder, betrayal and evil?

Elena Martina:

My story, like I said earlier, it is not about romance, it is about the struggle of young people who find themselves forced to obey their parents wishes of an arranged marriage based solely on tradition not love. Romeo and Juliet was a love story gone wrong. In my book, Hassan thinks that he loves Seline (the girl he is infatuated with since he saw her in a cafe), but since he is to be married to Aqqela, he plays them both. Hardly a love story. He is struggling with making a decision on his own. He desperately wants to, but customs stopped him several times. He is unhappy, so he deceives many. The violence, and murder is committed by his family. They

have their own problems that somehow evolve during the arrangement. As you know, every family in the world has problems. It is not only an Arab thing... I write about happiness every day and other tasks have nothing to do with my book. I have learned to be permanently content and happy and I display my thoughts in other venues. My writing is not always dark, it is just a

facet of a writer. In about 3 years time, I could possibly write about different things, I presume. Oh and by the way, I was born in Peru, South America and lived in the USA since I was 18. I have a different background growing up. The story of the arranged marriage is close to me only because it almost happened to me... It was different then, we had a voice, so nothing ever happened. It was all just a concoction of my parents and godparents to have their children date when they grew up. Similar arrangements, that of having us meet for the purpose of liking each other, marry, etc.

Rachid Filali:

Do you know Eléna Martina Arab world enough to write about a novel read by Westerners, especially since the West is still considered a distorted image of Arabs and Islam .. and can easily find out through the cinema, for example ..

Elena Martina:

My novel is doing very well not only in the Western world but overseas. I have received great comments from readers from other countries and I know that the Arab world is curiously looking into my book.

Rachid Filali:

Ms. Eléna Martina you know a good American culture, and Latin, why not write a novel for example, reflect the conflict between whites and Hispanics?

Elena Martina:

At one point, you're asking me to stick to stereotypes. You are asking ME to write about Whites and Hispanics? Why should I stick to that.... You are being simple minded. I have found no „struggle“ with Whites in this country. I have been treated like one of them. It has helped that I am not the norm when it comes to looking Hispanic, but I don't side with stereotypical views of the Whites either. I am perfectly happy here and consider myself American like any other who is from here. I did in the past helped the Hispanic community a lot. As a columnist, I wrote columns in English and Spanish just for them. Then I created a Spanish language newspaper for them. That was long ago. Today, I am an author who writes novels.

Rachid Filali:

What do you think of contemporary Arabic literature? And is there an Arab writer you prefer to read his books?

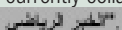
Elena Martina: I have read the writings of several Arab writers. The latest two that I remember is „Kite Runner“ by Khaled Hosseini, he is a facebook friend of mine, and „The Muslim Next Door and that Veil Thing“ by Sumbul Ali-Karamali (I actually met her in San Jose California), and three other books that I cannot remember now, but I will look in my personal library.

Rachid Filali:

Do you expect the success of the novel, and what are your projects for the future?

Elena Martina:

Every writer expects their book to be successful. I can only hope it gets read in the Arab world as much as the Western world. With your help, it just might be! For the future. I am working on Clinging To Deceit II, it will not be a sequel of number 1, but rather a series of books with the same title, where deceit is the main theme. Number 2 book premise is about a young man who commits the same crime that his father had committed in years past. It is the story of how the family affect children's behavior when they are deceived. ~ And I don't need to be the daughter of a criminal to write about crime either. I have enough background in the civil/criminal courts to use for my book and intend to.

Rachid Filali, born in Algeria in 1964, working in journalism since 1985. Researcher in linguistics. and is fluent in a number of languages: English, Arabic, French, German, Chinese and Japanes. He expressed his view of the universe and life in his first collection of poetry published in 2007 and the second book will be published this year. In addition, two books of him about world literature were released. He also is interested in writing for children and scientifically published a book about bees. He currently collaborates with a number of Arab and foreign magazines and works as "corrector and reviser" in newspaper „ELKHABA-ELRIADI“ 

Der Name MANA-Verlag, den Hartmut Jäcksch ihm bei seiner Gründung im Jahr 1998 gegeben hat, ist Programm. Denn wie der Name „Mana“, der aus dem Polynesischen stammt, so kommen auch die Titel, die verlegt werden, aus Neuseeland, Australien und der Südsee. Von Reiseführern über Belletristik bis hin zu Sachliteratur reichen die herausgegebenen Bücher.

Wichtig ist dem Verlagsinhaber Jäcksch, dass die Reiseliteratur von ausgewiesenen Kennern der Länder geschrieben wird. Diese Autoren sind zum Teil Auswanderer und ermöglichen dem Leser sozusagen einen unbefangenen Blick in die Welt auf der anderen Seite der Erde. Außerdem finden sich Titel, die sich mit der Auswanderung nach Neuseeland oder Australien befassen. Sie sind kenntnisreich von Menschen geschrieben, die diesen Weg gegangen sind und den Neu-Auswanderern Tipps und Strategien vermitteln, ohne romantische Verklärung der harten Arbeit und Anpassungsschwierigkeiten, denen sich früher oder später jeder stellen muss.

Hartmut Jäcksch hat selbst ein Buch über das neuseeländische Theater geschrieben und darüber hinaus ein Buch mit soziologischen Aufsätzen zur neuseeländischen Gesellschaft herausgegeben. Dies verdeutlicht einmal mehr die Programmatik des Verlages, sich in sachlicher und wissenschaftlich fundierter Weise und mit gut recherchierten Informationen den Sehnsuchtsorten zu nähern, die Realität darzustellen und gleichzeitig die Faszination der Welt „down under“ zu beschreiben.

Gerade hat der MANA-Verlag das Buch „Der junge William Fox“ von Peter Walker herausgegeben. Walker ist ein neuseeländischer Journalist und Autor, der in diesem Buch die Geschichte von einem Maori-Jungen erzählt, der von dem späteren Ministerpräsidenten William Fox aufgenommen wurde. Hineingewoben sind Episoden aus Walkers eigener Jugend, in denen er auszuloten versucht, wie sich Fremdheit und Herausgerissensein aus der angeborenen Ethnie anfühlen könnten.

Ein interessantes Buch, das den Blick auf das Zusammenleben von Maori und Pakeha, den weißen Einwanderern, lenkt.

Mit dem Blick zurück nach Deutschland befasst sich das Buch von Helga Tiscenko, die ihre Familiengeschichte zurück verfolgt. Ihr Vater war Führer der Waffen-SS und so darf das kleine Mädchen dem Führer zum Geburtstag gratulieren und mit ihm Erdbeeren essen. Das Kind wird

in den Idealen des Nationalsozialismus erzogen und erst Jahrzehnte später, nach der Auswanderung nach Neuseeland, überwindet sich Helga Tiscenko und erinnert sich an ihre deutsche Kindheit.

Diese beiden Titel sind gute Beispiele für die eine Sicht auf Neuseeland, die diese Autoren vertreten: Tiscenko, die einen Neuanfang in einem Land wagt, das verschiedener nicht sein könnte von dem, was sie kennt. Auf der anderen Seite blickt Walker, der Neuseeländer mit britischen Wurzeln, zurück in eine Zeit, in der seine Vorfahren ihre Vorherrschaft über die Ureinwohner ausweiten und dem Land ihren Stempel aufdrücken.

Eine andere Sicht auf Land und Geschichte wird präsentiert in den Büchern von Heretaunga Pat Baker und Robert Sullivan, die sich dem Leben der Maori Neuseelands widmen. Baker erzählt exemplarisch die Geschichte seines Volkes, was umso eindrucklicher ist, da die Maori-



Robert Sullivan, *Sternen-Waka*

Kultur keine Schriftkultur ist. Baker schreibt nieder, was in jahrhundertealter Erzähltradition weiter gegeben wurde.

Auch Sullivan befasst sich mit der Erzähltradition indem er Mythen und Geschichten der Maori aufschreibt, die auf diese Weise der Welt zugänglich gemacht werden. Dem Leser wird ein faszinierender Blick in die Geschichte und die Welt der neuseeländischen Ureinwohner gestattet, der Lust auf mehr macht.

Der Verleger Harmut Jäcksch freut sich über das steigende Interesse an der Literatur aus Neuseeland, wie unter anderem die Auswahl Neuseelands als Ehrengast der diesjährigen Buchmesse in Frankfurt zeigt. Noch vor einigen Jahren schien die Möglichkeit, unbekannte Literatur aus Neuseeland, Australien und der Südsee in Deutschland zu verlegen, für einen kleinen Verlag als undurchführbar. Dies dürfte sich geändert haben...



Prophezeiung

Johanna van Ach

Peter Walker

Der junge William Fox, Kapitel 1



Cape Kidnappers

Mit 21 Jahren stand ich einmal mitten auf einem frischgepflügten Acker und hörte einem Farmer zu, der eine Geistergeschichte erzählte. Das war an einem sonnigen Herbsttag und die Ackerfurchen rochen nach alten Polstermöbeln, trocken und staubig. Um zu zeigen, dass er ein vernünftiger Mann sei und nicht verantwortlich für die Informationen, die er weitergab, sprach der Farmer wie beiläufig.

Ein paar Fuß von uns entfernt stand noch jemand. Mir war nicht klar, ob er zuhörte oder nicht. Er lächelte, vielleicht peinlich berührt oder zustimmend. Möglicherweise war er mit seinen Gedanken ganz woanders. Oder er blinzelte nur in die Sonne. Das war der Landarbeiter, der mit Frau und Kindern in einem ungestrichenen Haus weiter unten auf der Straße wohnte, nah an der Küste. Ein Maori. Ebenso wie anscheinend auch der Geist.

Folgende Geschichte erzählte mir Gordon: Auf einem Teil der Farm, und zwar genau auf dem Acker, auf dem wir gerade standen, folgte lange Zeit ein Unglücksfall dem anderen, fast von dem Tag an, an dem er von seinem Stück Land – es handelte sich um einen von diesen neuen Höfen, die die Regierung nach dem Zweiten Weltkrieg an Soldaten verteilte – Besitz genommen hatte. Traktoren hatten Pannen, der Zaundraht riss und schlug dem Mann, der ihn gerade spannte, peitschend ins Gesicht, Schafe kämpften sich durch Stacheldraht, um sich dann in einen Abgrund zu stürzen. An die ganze Liste landwirtschaftlicher Missgeschicke kann ich mich nicht mehr erinnern. Eines Tages landete der Pilot eines Düngeflugzeugs und verkündete, sein Motor habe ständig ausgesetzt, als er diese bestimmte Stelle überflog.

„Schließlich“, meinte Gordon und zeigte mit dem Daumen auf den Landarbeiter, „hat mir einer von diesen Jungs erklärt, wo das Problem lag. Er sagte, es gebe hier oben einen Maori-Geist, dem es nicht passe, dass ich auf seinem Gebiet sei. Ich müsse mit ihm reden und sozusagen

die Unstimmigkeiten ausräumen. Also kam ich hier eines Tages hoch und schaute mich um, und dann habe ich gesagt: „Hör mal: ich wollte keinen Schaden anrichten. Es tut mir leid, wenn ich dich gestört habe. Ich versuche hier nur, meinen Lebensunterhalt zu verdienen, und ich wäre dir dankbar, wenn du mich in Ruhe ließest.“

„Und seitdem“, so Gordon, „hat der alte Knacker nichts mehr von sich hören lassen.“

Eindeutig war das keine der ganz großen Spukgeschichten. Es mangelte ihr an Spannung und dieser gewissen Hartnäckigkeit, die man von dunklen Mächten erwartet. Anfänglich hielt ich sie für eine der vielen Ausreden, mit denen man begründete, weshalb Gordons Farm irgendwie ein Misserfolg war, eine Schande für den Bezirk. Der Besitz war zu klein – nur 800 Morgen Hügelland. Der Boden war schlecht. Der Preis für Düngemittel war hoch. Gordons Frau hatte es sich in den Kopf gesetzt, in einem teuren Hotel auf der Marine Parade in Napier zu leben. Und dann gab es auch noch die Flaschen Scotch auf der Anrichte, denen man auf dieser Farm zum Feierabend nur allzu gern zusprach.

Aber ich hatte die Geschichte doch gerne gehört. Sie verlieh der nüchternen Landschaft und selbst Gordon, dem Vater eines alten Schulfreundes, eine zusätzliche Dimension. Mir gefiel die Vorstellung, dass er auf seinem Traktor widerwillig den Berg herauf getuckert war, um sich hier, auf diesem Acker an der Mohaka-Schlucht, mit einem Geist zu verständigen.

Der interessanteste Aspekt dieser Erzählung allerdings ist meiner Aufmerksamkeit jahrelang entgangen.

Trotz der Disteln auf den Weiden, trotz der leeren Flaschen an der Hintertür war diese Farm in Kotemaori ein schöner Ort. Hier gab es den schwärzesten Nachthimmel, zu dem ich je aufgeblickt hatte, mit Sternen wie von van Gogh über dem Haus und dem Wollschuppen; hinter der Farm strebte das ansteigende Hügelland auf eine dunkle Linie zu, auf den Rand des Urewera-Waldes, der Heimat der Tuhoe, des am wenigsten assimilierten Maori-Stammes Neuseelands.

Von einer näher an der Straße gelegenen Hügelkuppe aus konnte man in der anderen Richtung die weite Wölbung der Hawke Bay sehen, 60 Meilen breit, immer leer, immer azurblau. Mit einem Fernglas ließ sich manchmal gerade noch erkennen, wie mitten in der Bucht weiße Gischt aufspritzte, wo die Tölpel aus großer Höhe ins Wasser stießen. Es war, als beobachte man aus der Ferne eine Schlacht, die Schlacht um Iwojima oder um Midway, wo die Schiffe für einander unsichtbar bleiben und die Explosionen zwischen ihnen aufschlagen, zufällig, weiß, wie im Traum.

Mindestens eine echte Seeschlacht wurde wirklich in der Hawke Bay ausgefochten. Sie fand unweit des südlichen Endes der Bucht bei einem Landvorsprung namens Cape Kidnappers statt, und es war dieser Zusammenstoß, der dem Landvorsprung seinen Namen gab. Hätte sich jemand im Oktober 1796, zufällig ausgerüstet mit einem Feldstecher, auf dem Hügel befunden, auf dem nun Gordons Haus steht, dann hätte dieser jemand eine erstaunliche Reihe von Gefechten zwischen einem englischen Dreimaster – einem Kohlschiff aus Whitby – und einer Flotte Maori-Kanus beobachten können. Zwei Tage lang kreuzte das Schiff auf einem Zickzackkurs in der Bucht umher und war in Scharmützel mit den Maori verwickelt, deren Kampfeslust die Engländer überraschte. „Dieser Mut hat seinesgleichen nicht“, schrieb ein Matrose, „diese Menschen zeigen nicht die geringste Spur von Furcht...“ Beide Völker waren einander völlig fremd. Hier ein Bericht über diese erste Begegnung aus der Sicht eines Maori:

Es war in den Nächten von Tangaroa [23. bis 26. Nacht des Mondzyklus], in der Nacht, die wir Whatitiri Papa [‚Krachender Donner‘] nennen. Die See war ruhig und es wehte kein Wind. Vor Sonnenaufgang lagen die Kanus im Wasser, um die Brise abzupassen, die landauswärts weht. Sie segelten hinaus und bei Sonnenaufgang erreichten sie die Fischgründe. Dann ruderte ein großes Boot voller *turehu* [‚Feenwesen‘], *purehurehu* [‚neblig aussehend‘], *ma* [‚weiß‘], bleich wie

Albinos, auf uns zu. Ihre Sprache klang so:

Pakepakeha pakepakeha

Hoi hoi hii, hoi hoi hii

Hihi hii, hihi hi

Im Nu schien ihr Boot aus der See aufzusteigen, es sah aus, als ruderten sie durch neblige Luft, und schließlich verschwanden sie in den Wolken.

Es gibt in der Maori-Sprache kein „s“. Das *hihi hii* war ein Versuch, die Zischlaute des Englischen nachzuahmen. Es hätte die englischen Matrosen überrascht, dass dies der Haupteindruck war, den sie machten. Sie zischten. Einfach gesagt: Zwischen zwei Ethnien, die einander nie begegnet sind, gibt es eine Lücke. Weder die eine noch die andere würde sich selbst in dem Bild erkennen, das sie über diesen Abstand hinweg in den Augen des Gegenübers abgibt. Die Zeit – tausende oder zehntausende Jahre des getrennten Lebens – ist plötzlich verdichtet. In der Luft mag zum Beispiel ein eigentümlicher Zischlaut hängen. Die Geschichte wird dichter und dichter und normale Verhaltensregeln lassen sich nicht anwenden.

Zu den eigentümlichsten Phänomenen in diesem Zwischenraum gehört, was mit Kindern geschieht, die zufällig in ihn hineinspazieren oder hineinfallen. Entführungen werden ohne Gewissensbisse verübt, gar im Gefühl, etwas Gutes zu tun.

Während der folgenreichen Begegnung am Cape Kidnappers kam es zu einer Rangelei, als beide Seiten um Fisch und Stoffstücke feilschten. Ein Junge an Bord des Schiffes wurde gepackt, die Infanteristen schossen auf die Entführer, der Maori, der den Jungen festhielt, wurde tödlich getroffen, das Kind sprang ins Meer, ein Kanu setzte ihm nach, eine Kanone wurde abgefeuert, Kanus stoben in alle Richtungen davon, weitere Maori wurden getötet, dann floh die Kanuflotte eiligst und der Zusammenstoß war vorüber.

Zu diesem Zeitpunkt bestand der Kontakt zwischen Maori und Engländern zwar erst seit einer Woche, doch handelte es sich nicht um die erste interethnische Entführung, die stattgefunden hatte. Wenige Tage zuvor hatten die Engländer hundert Meilen nördlich drei Maori-Jungen ergriffen. Sie hatten ein paar Einheimische in ihre Gewalt bringen, an Bord holen und dort gut behandeln wollen, um so ihre Freundschaft zu gewinnen.

Die drei Jungen aßen mit herzhaftem Appetit, tanzten, schliefen ein, wachten mitten in der Nacht auf, weinten, und sangen im Dunkeln um sich zu trösten ein Lied, dessen Melodie „an einen Psalm erinnerte, mit vielen Tönen und Halbtönen“.

Um dieser Fremden habhaft werden zu können, hatten die Engländer zwei Männer töten und zwei weitere verwunden müssen. Einen Landvorsprung benannten sie nach diesem Vorfall nicht.

Der Menschenraub, der in dieser Woche des Jahres 1769 zwischen Maori und Engländern stattfand, stand am Anfang einer Reihe von Entführungen, die in Neuseeland von beiden Seiten verübt wurden. Und sie alle sind natürlich nur ein kleiner Teil des uralten Themas von Entfernung und Verwandlung – eines Themas, das, wie mir ein jüdischer Freund sagte, so alt ist wie die Geschichte von Moses. Über drei Jahrhunderte hinweg betrieben die Türken des Ottomanischen Reiches den Raub von Kindern griechischer und serbischer Christen im Auftrag des Staates. Dass die Nazis polnische Kinder zu Tausenden verschleppten und dass eine weiße Regierung eine unbekannte Anzahl von Aborigines ihren Eltern entzog, um ihnen ein sogenanntes besseres Leben zu ermöglichen, ist noch in lebendiger Erinnerung.

Was auch immer das Motiv sein mag, der eigentliche Impuls, der Eifer, der die Durchführung antreibt, entspringt der Idee der Verwandlung.

Es lohnt sich, darüber kurz nachzudenken. Das Kind gerät unversehens in die Lücke hinein, aber die Lücke ist kein realer Ort, sie existiert nur im Kopf. Mit anderen Worten, es ist eigentlich nicht so, dass sich das Kind in der Lücke befindet, sondern die Lücke ist im Kind. Und dort kann sie verkleinert werden, ausgelöscht, oder in ihr genaues Gegenteil verkehrt, so dass die ethnische Gruppe, der das Kind bei Geburt zugehörig war, diesem fremd wird. Es gibt hier ein Paradoxon: je größer die Distanz zwischen zwei Völkern erscheint, je stärker die Feindschaft zwischen ihnen ist – zwischen Polen und Deutschen, beispielsweise, oder Aborigines und weißen Australiern – desto bereitwilliger wird das Experiment der Verwandlung unternommen.

Hundert Jahre, nachdem sich diese Ereignisse beim Cape Kidnappers zugetragen hatten, wurde ein anderes Kind, ein fünf- oder sechsjähriger Maori-Junge, in einem Wald aufgegriffen, anschließend vom damaligen Premierminister adoptiert und dazu erzogen, ein Rechtsanwalt und „englischer Gentleman“ zu werden.

Sein Fall zeichnet sich durch einen besonderen Umstand aus. Bei all den tausenden Fällen von Kindern, die durch ein Niemandsland in die Hände von Fremden verschleppt wurden, standen nur wenige Fotografen bereit, um den Augenblick festzuhalten. Dieser Junge jedoch wurde einige Tage nach seiner Entführung in einem Studio in der Stadt Wanganui fotografiert.

Er trägt einen Anzug mit kurzer Jacke und steifem weißem Kragen, wie er in England nach dem Vorbild der Eton-Schüler Mode war, und gute englische Stiefel. Auf einem Ebenholztisch mit einem gedrechselten Tischbein sehen wir eine Blumenvase und ein Buch – sagen wir, eine Bibel. Eine gemalte klassische Landschaft dient als Hintergrund. Jemand hat dem Jungen die Haare gekämmt und ihn aufgefordert, eine Hand in die Hosentasche zu stecken. Er sieht aus, als habe er einen Geist gesehen.

Von dieser Fotografie existiert nur ein einziger Originalabzug. Er befindet sich in der Nationalbibliothek in Wellington. Man weiß weder, wer ihn dort abgab, noch wann er abgegeben wurde. Auf seiner Rückseite sind in sorgfältiger, verblasster Handschrift einige Ungenauigkeiten vermerkt. Es liegt in der Natur von Bildern, dass sich ihre Wirkungskraft ändert, und diese Fotografie eines entführten Kindes – das Bild der Machtlosigkeit – hat inzwischen, nach über hundert Jahren, eine unerwartete Potenz erworben. Zum Beispiel lauerte es nun mir auf. Einige Monate, bevor ich nach Neuseeland fliegen sollte, um ein Buch über eine Reise zu schreiben, sah ich eine Reproduktion des Bildes. Nun, dachte ich, während ich den Gesichtsausdruck des Kindes studierte, ich frage mich, was wohl aus *dir* geworden ist.

Ich wusste, dass der Junge von Sir William Fox adoptiert und als der „erste Maori-Rechtsanwalt“ ausgebildet worden war. Ich wusste aufgrund von knappen veröffentlichten Vermerken auch, dass er im Alter von 19 Jahren zu seinem eigenen Volk zurückgekehrt war, was, wie man sagte, „Sir William und Lady Fox außerordentlich missfiel“. Und ich dachte, dass es interessant sein müsste, seinem Lebensweg aus einem Maori-Wald zu den Palmen und Farnen der Empfangsräume Wellingtons und Londons und darüber hinaus nachzuspüren. Und so wie ich Neuseeland und die Maori, ein Volk, das seine Erinnerungen pflegt, kannte, dachte ich auch: Ich wette, dass ich ihn herausfinden kann.

In ungefähr 30 Meilen Entfernung kann man von Gordons Farm aus in der Nähe der Küste einen Fleck ausmachen, der wie ein grauer Daumenabdruck wirkt – die Stadt Napier, wo ich von meinem fünfzehnten bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr lebte. Auf der Ebene dahinter liegt ihre Schwesterstadt Hastings, wo ich zur Schule ging. Am äußersten Ende der Bucht, hinter beiden Städten, erstreckt sich eine Reihe gezählter Klippen bis zu einem Kap, wo die Tölpel nisten. Der letzte Zahn ist derjenige, den man Cape Kidnappers taufte, und die Vögel haben ihn schmutzig-weiß eingefärbt.

[...]

Das Interessanteste an Gordons Spukgeschichte war, wie ich schon sagte, nicht, dass er daran glaubte – und das tat er – sondern dass er nur deshalb daran glaubte, weil der Geist ein Maori war, und dass außerdem Geister in Neuseeland immer Maori sind. Irgendwie hatten die Engländer, als sie auf ihren Segelschiffen zu einem neuen Leben im Südpazifik aufbrachen, die Fähigkeit oder das Verlangen verlegt, einander nach ihrem Tod als Geister zu erscheinen, ungefähr so, wie sie ihre Akzente änderten und bestimmte Worte, Mimik und die extremeren Aspekte des Klassensystems über Bord gehen ließen. Der Gedanke, dass Maori auf diesem Gebiet Exklusivrechte haben könnten, kam mir erst einige Jahre später an einem Straßenrand an der gegenüberliegenden Küste der Nordinsel.

Ich war gerade von einer Reise durch Europa und Amerika zurückgekehrt und befand mich nun an einem der Orte, die mir auf der ganzen Welt am besten gefielen – in der zugigen Fahrerkabine eines alten Chevrolet Kleinlasters, Baujahr ca. 1947, grün lackiert – waldgrün, wie sein Besitzer erklärte –, mit seinem Besitzer am Steuer.

Das war Richard, der seit meinem 21. Lebensjahr mein bester Freund war. Wir waren uns beim Studium begegnet und hatten uns anfänglich nicht gut verstanden. Ich mochte Partys, Debatten, Worte, das Stadtleben, und mit Gewehren oder mit dem, was sich unter der Kühlerhaube eines Lasters befand, kannte ich mich gar nicht aus. Er war musikalisch, schweigsam, mochte Tiere, seine Winchester 22 und seinen Chrevrolet. Nach und nach wurden wir aber doch Freunde; uns verband die Kameradschaft, die auf der Landstraße entsteht. Immer wieder fuhren wir in die ungezähmten Landschaften der Nordinsel hinaus, schliefen auf Bergkuppen im Freien, stiegen durch den Moehau-Wald, wanderten die gewaltigen, leeren Sanddünen im Landesinnern beim Ninety Mile Beach entlang.

Als ich ihn nach meinen zwei Jahren im Ausland aufsuchte, lebte er gerade auf der Coromandel-Halbinsel und war im Bezirk so etwas wie ein Held. Ein paar Wochen zuvor hatte er mit zwei oder drei sauberen Hieben den örtlichen Raufbold niedergestreckt, einen Maori namens Camp Potae, Bulldozerfahrer von Beruf und ein Riese von einem Mann, der, da waren sich die Einheimischen einig, die Arbeitswoche über sanft wie ein Lämmchen war und von Freitagabend bis zum frühen Sonntagmorgen eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit darstellte. „Haltet euch von Camp fern, wenn er ein paar Bierchen intus hat“, lautete die gängige Weisheit in Coromandel.

Anlass für den Ärger war Richards Freundin. Sie war eine große Schönheit, hatte in Paris (wo ihr Vater Botschafter war) die Schule besucht, den Papst getroffen, am Washington Square Straßenmusik gemacht, bevor das in der ganzen Welt Mode wurde, und trug einen diamantenen Nasenstecker.

Die um zwanzig Jahre verfrühte Ankunft dieses Piercings im Pub von Coromandel löste den Aufruhr aus. Camp Potae kam spöttelnd auf sie zu und betatschte sie, wobei er Richard wie selbstverständlich mit dem Ellenbogen beiseite drängte. Ein paar Minuten später lag er benommen auf dem Boden des Schankraums. Dann trat ihm Richard, der seine Kricketschuhe trug, in die Eier.

„Das war nicht besonders toll, ich weiß“, erzählte er mir heiter. „Aber Camp war ein Irrer. Er hätte mich garantiert erschlagen, wenn er wieder hochgekommen wäre.“ Camp lag stammelnd auf dem Boden, sein Ruf war ruiniert. In einem Umkreis von 20 Meilen war Richard nun berühmt, draußen auf den Gehöften und draußen auf dem Meer, wo die Trawler und die Muschelfischer ihre Bahnen zogen.



Astrid Kohlmeier, its me

Ich für meinen Teil, so dachte ich, wäre ebenso wenig fähig gewesen, Camp niederzuschlagen, wie zum Mond zu fliegen.

Und so saßen wir wieder zusammen in der Fahrerkabine des Chev, mit seinem dünnen, tänzelnden Schaltknüppel und dem heimeligen Gestank nach Motoröl. Richard und seine Freundin hatten sich vor Kurzem getrennt und er war nach Wellington hinunter gefahren, um ihr ihren Webstuhl zu bringen – einen gewaltigen, klaviergroßen Handwebstuhl, den sie zurückgelassen hatte, als sie Coromandel verließ. Nachdem Webstuhl und Weberin wieder miteinander vereint waren, machten wir uns erneut auf den Weg nach Norden und fuhren durch die im Westen der Insel gelegene Provinz Taranaki, die abseits der üblichen Reiserouten lag und für uns beide Neuland war.

Tatsächlich hatte ich einmal in Taranaki gewohnt, aber ich war damals noch ein sehr kleines Kind. Mir waren von dieser längst vergangenen Ära nur ein paar einfache Erinnerungen geblieben: ein Volk von Grashüpfern, gelbbraun und begabt, das zwischen den Stengeln des hohen Grases hinter dem Haus lebte; große Hummeln, die in die roten und orangefarbenen Gladiolen neben dem Haus krochen; ein Bulle auf einer Weide am Ende der Straße, dem man nachsagte, böseartig zu sein.

Diese sonnigen Tupfen eines Freskos waren bar jeglicher Verbindung zu dem kalten, dunklen Taranaki, in das wir nun hinein fuhren. Es war zu Anfang des Winters. Immer wieder peitschten Regenschauer gegen die Windschutzscheibe. Wir fuhren durch eine Reihe kleiner Städtchen, die allesamt für den Abend dicht gemacht hatten. Gegen elf Uhr hielten wir am Straßenrand an, um dort die Nacht zu verbringen. Auf all unseren Fahrten war es uns niemals in den Sinn gekommen, in ein Motel zu gehen: Motels waren für eine andere Sorte von Reisenden, für Vertreter, Rentnerpaare, kanadische Schullehrer auf Rundreise, die überprüften, dass die Seife jungfräulich war und die Tütchen mit dem Gratis-Instantkaffee ordentlich auf dem Regal über dem Kühlschrank aufgestellt waren. Aus Prinzip campten wir lieber ganz primitiv, meilenweit abgeschieden, wie Könige der Dunkelheit. Und so hielten wir uns auch in dieser Nacht an unser übliches System: ein paar Plastikplanen und zwei alte Daunenschlafsäcke unter der Ladefläche des Lasters, wohin auch die beiden Hunde, die tagsüber auf der Ladefläche mitfuhren, krochen, um dort die Nacht zu verbringen. Wir alle schliefen ein.



Antje Clara Bucker, Flüchtlingslager

Etwas später legte sich eine Hand auf meine Schulter.

Das hätte mich erschrecken können, aber ich war bereits völlig aufgelöst vor Furcht. Ich war in einem Albtraum, dem ich nicht entfliehen konnte.

Ich muss wohl gestöhnt haben, denn Richard war davon aufgewacht und hatte nach einer Weile den Arm unter der Achse durchgesteckt und meine Schulter geschüttelt.

„Alles in Ordnung bei dir?“

Nichts war bei mir in Ordnung, überhaupt gar nichts. Ausführliche Traumbeschreibungen sind bei Lesern ja im Allgemeinen verpönt, aber selbst wenn eine solche an dieser Stelle erwünscht wäre,

könnte ich nicht damit dienen. Es gab so gut wie nichts zu sehen. Dieser Albtraum bestand ausschließlich aus einer Menge von Männern, Frauen und Kindern, die durch die Dunkelheit kamen, flehend und gleichzeitig hasserfüllt, und dann... nichts. Dreimal, viermal, fünftmal... erhob sich vor mir dieselbe Menschenmenge, die ich in der schauerlichen Dunkelheit kaum ausmachen konnte, und verschwand.

Im Allgemeinen ist ein sehr lebhafter Traum für den Schläfer ein Signal zum Erwachen, gleichsam damit er sich an ihn erinnert, aber in diesem Fall konnte ich nicht entkommen. Es war Richard, der von der anderen Seite des Lasters aus die Rolle des unsichtbaren Wächters spielte, der uns weckt, damit die Träume sich nicht in Luft auflösen. Und von all den kleinen Diensten, die wir einander aus Freundschaft zuteilwerden ließen, war ich ihm für diesen – dass er mich wachrüttelte – am dankbarsten. Jahre später fragte ich ihn einmal, wo wir an diesem Abend gehalten hatten, aber er erinnerte sich überhaupt nicht an die Situation. Die Fahrt nach Süden mit dem Webstuhl seiner Freundin, der Augenblick, an dem er den großen, freistehenden Berg Taranaki zum ersten Mal sah, daran erinnerte er sich sehr wohl, aber alles andere war ihm entfallen.

Nach meinem Erwachen lag ich da und war in einer Art von Schock. Was hatte das alles zu bedeuten? Träume folgen gewöhnlich einer inneren Logik und zumindest für die Dauer ihres Verlaufs glaubt man ihnen und meint sogar, sie zu verstehen. In diesem Fall war ich während des Traums ebenso verwirrt gewesen wie hinterher, angesichts dieser feindseligen und hoffnungslosen Gestalten von Männern, Frauen und Kindern. Ich hatte das Gefühl, ungerecht angegriffen worden zu sein. Ich fühlte mich vor den Kopf gestoßen, wie ein Autofahrer, auf dessen Wagen ein Stein prallt, den jemand von einer Überführung geworfen hat, oder ein Golfer, der von einem Gewitter den Fairway entlang gejagt wird.

Am Morgen wachten wir früh auf und bereiteten uns auf die Weiterfahrt vor. Ich konnte jetzt erkennen, dass wir in einem kleinen Tal mit ein paar Baumreihen und ein, zwei Weiden an den Berghängen gehalten hatten. Während wir zusammenpackten, sah ich im grauen Licht ungefähr 50 Yards [etwa 50 Meter] entfernt ein halbverfallenes Maori-Haus mit geschnitztem Giebel stehen. Sobald ich es sah, war ich überzeugt, dass mein Traum „von dort gekommen“ sein musste. Das war so leicht. Ohne jedes Zögern gesellte ich mich zu den Menschen, die wie Gordon zwar niemals an solche Phänomene glauben würden, wenn man diesen nachsagte, aus ihrer eigenen Welt zu stammen, die aber durchaus bereit waren, sie dem Maori-Hintergrund zuzuschreiben, der an so vielen Orten hinter dem gewöhnlichen, ländlichen Neuseeland dunkel und atmosphärisch aufsteigt. Der Traum, so dachte ich, war mit diesem Ort verbunden. Er hätte mich nie erwischt, wenn wir, zum Beispiel, ein paar Meilen weiter die Straße hinunter übernachtet hätten, und in diesem Sinne war er gar nicht „meiner“, denn es handelte sich noch nicht einmal wirklich um einen Traum, sondern um eine Art von Spuk. Ich warf noch einen Blick auf das Gebäude: Es war einfach ein altes Maori-Versammlungshaus, das im Licht des regnerischen Tages in einer Ampferwiese stand – die perfekte Adresse, mit anderen Worten, wenn man bei Tagesanbruch die Verantwortung für einen Albtraum zu übergeben hatte. An diesem Punkt meines Lebens hatte ich bereits gehört, wie verschiedene andere Weiße – weitere Farmer aus Hawke's Bay, ein hochrangiger Regierungsjurist, eine Gruppe von Straßenbauingenieuren – „ihre“ Geschichten von Maori-Geistern und Dingen, die *tapu* waren, beschrieben. Ich weiß nicht, was diese äußerst praktischen Menschen zum Aussetzen ihrer Zweifel bewog. Es mag sein, dass die Welt der Maori ihnen als eine Art Ventil diente, als Ausweg aus der Enge eben dieser von ihnen konstruierten Welt. Oder vielleicht handelte es sich um die stillschweigende Anerkennung der Tatsache, dass zwischen Weißen und Maori noch viele offene Fragen bestanden, dass die Bilanz noch nicht gezogen war, und dass, bis dem so sein würde, solche Anomalien im Kraftfeld zwischen den Ethnien nur zu erwarten waren.

Über den Ort, an dem Richard und ich aufwachten, wusste ich nichts, überhaupt gar nichts über den Bezirk, der mir ohnehin nicht gefiel. Die Landschaft wirkte eintönig, das Weideland war auf das Nötigste beschränkt, es gab Maschendrahtzäune, hier und da ein paar Koniferenhaine. Wir fuhren fort.

Nur aus einem glücklichen Zufall heraus war ich überhaupt in der Lage, diesen Ort wiederzufinden. Ich erinnerte mich nur noch daran, dass wir irgendwo zwischen Wanganui und New Plymouth Halt gemacht hatten – zwischen diesen Städten liegen 150 Meilen Landstraße. An jenem Morgen

machten wir uns wieder auf den Weg, fuhren durch ein paar Weiler, deren Bewohner noch schliefen, tranken in einer kleinen Stadt Kaffee und dann, als sich nach ein paar Meilen der Nebel auf der Straße lichtete und über die Stromkabel stieg und die Sonne schien, erhob sich vor uns der Berg, Mount Egmont, wie man ihn damals nannte. (Inzwischen trägt er wieder seinen alten Namen: Taranaki.)

„Da ist er!“, rief Richard im selben Ton wie Menschen früher wohl „Da spuckt er!“ riefen. Er sah Mount Egmont zum ersten Mal. Der Berg, freistehend, symmetrisch, 8.000 Fuß [etwa 2.500 m] hoch, thronte über 1.000 Quadratmeilen neblig verschleierten Weidelands. Die Kühlerhaube des Chevy war direkt auf den weißen Mittelstreifen ausgerichtet. Die Straße führte in gerader Linie auf den Berg zu. Zu beiden Seiten der Fahrerkabine streckten die beiden Hunde, zwei ernsthafte und scheinheilige graue Terrier, Vater und Sohn, ihre Schnauzen nach vorn.

Eine halbe Minute lang fiel das Licht der aufgehenden Sonne durch das Rückfenster, beleuchtete das Armaturenbrett und hielt den Augenblick wie auf Silbernitrat fest. Wir hatten uns nicht in Kameras verwandelt. Wir waren zu einer Fotografie geworden.

„Da ist er!“

Allein aufgrund dieser Erinnerung konnte ich Jahre später unsere Route rekonstruieren und an den Ort zurückfinden, wo wir im Freien übernachtet hatten. Als ich nach Westen Richtung Taranaki fuhr, stellte ich fest, dass die Straße an nur wenigen Stellen direkt auf den Gipfel zu führt. Von dort arbeitete ich mich rückwärts vor, fand das schläfrige Städtchen, wo wir angehalten und Kaffee getrunken hatten, und ein paar Meilen von dort, an dem einen oder anderen an einer Weggabelung gelegenen Weiler vorbei, entdeckte ich auf der linken Straßenseite auf einer Weide in einem flachen Tal 50 Yards hinter einem Zaun ein auffälliges Maori-Versammlungshaus – weniger auffällig allerdings, als ich in Erinnerung hatte – jemand hatte ihm einen neuen, hellgrünen Anstrich verpasst und daneben war ein Toilettengebäude aus dem Boden geschossen.

Als ich das Foto von dem entführten Jungen sah, erinnerte ich mich an dieses Erlebnis, und das war ein weiterer Grund für mein Interesse an seiner Geschichte. Ich wusste, dass er in ungefähr dieser Gegend entführt worden war, und ich vermutete, dass seine Geschichte, wie auch immer sie verlaufen sein mochte, etwas Licht auf eine Gegend werfen würde, die zumindest mir – denn wir alle tragen eine persönliche Landkarte unserer Heimat im Kopf – immer problematisch erschienen war, unbequem, geradezu dunkel.

Was ich nicht zu finden erwartete, waren Beweise für eine Reihe von verborgenen Verbrechen, deren Opfer und Täter in enger Verbindung zu diesem Kind standen. Ebenso wenig erwartete ich herauszufinden, dass dieser Junge, über den in Geschichtsbüchern vielleicht fünf oder zehn Zeilen geschrieben worden sind, eine entscheidende Rolle bei einem der verwirrendsten und zugleich versöhnlichsten Ereignisse in der Geschichte der europäischen Kolonialpolitik gespielt hatte. Er sollte das Land mitten in sein größtes moralisches Drama hineinführen und sich dann, genau in dem Augenblick, als dieses Drama seinen Höhepunkt erreichte, mit der Bescheidenheit eines Führers, der weiß, dass er nur eine Nebenrolle spielt, daraus zurückziehen. Danach verlor man ihn aus dem Blick.

Der Ort, wo wir im Freien schliefen, hieß Whenuakura. Die kleine Stadt, in der wir Kaffee getrunken hatten, war Patea. Die Hauptverkehrsstraße führte weiter nach Hawera, eine etwas größere Provinzstadt. Und genau dieser Straße, durch Patea County nach Hawera, folgte anfänglich diese Geschichte eines im Wald entführten Jungen, der ich nun nachgehe.

Hawera – der Name bedeutet „abgebrannter Ort“ oder „Atem des Feuers“ – eine wohlhabende, geschäftige Stadt von 8000 Seelen auf der Ebene von Süd-Taranaki, kehrt dem Berg schon immer ihren Rücken zu; nur zufällig erhascht man hier einen Blick auf seinen schneebedeckten Gipfel – vom Parkplatz des „Price Chopper“-Supermarkts aus, in der Gasse bei den öffentlichen

Toiletten, oder über der Wäscheleine in jemandes Hintergarten, so als seien diese Orte den Stadtplanern entgangen. Das Hauptwahrzeichen der Stadt ist ein enormer Wasserturm aus Beton, skizzenhaft als normannischer Bergfried dekoriert, der die Hauptstraße beherrscht und den man auf den Hauptverkehrsstraßen von Norden, Osten und Westen kommend schon aus der Ferne erspäht. Früher führte auch noch eine Eisenbahnlinie in die Stadt, doch inzwischen ist der Bahnhof für den Personenverkehr geschlossen; das einzige, was heutzutage mit der Bahn in Hawera eintrifft oder von dort fortgeschafft wird, sind Milchprodukte. Direkt vor der Stadt liegt die größte Milchfabrik des Landes oder des Universums – welche, habe ich vergessen. Ihr hat die Stadt ihren Wohlstand zu verdanken, weshalb sie, verglichen mit den anderen Landstädtchen der Gegend, recht selbstgefällig wirkt. Aus Sicherheitsgründen ist die Anlage für Besucher geschlossen, obwohl man sich schon fragt, wem es in den Sinn käme, einen nahezu endlosen Cheddar-Käse in die Luft zu jagen? Es gibt jedoch ein Besucherzentrum, dass sich „Dairyland“ – „Molkereiland“ – nennt. Draußen vor Dairyland steht eine schwarzweiße und von den Hufen bis zu den Ohrenspitzen mindestens 20 Fuß [6 m] hohe Kuh aus Fiberglas. Drinnen wartet hinter einem Schreibtisch eine schöne junge Frau mit auffallend blauen Augen und den Gesichtszügen einer Maori auf Besucher.

„Wie groß ist die Kuh?“ fragte ich, als wir hineingingen.

„Keine Ahnung.“

„Gibt es Postkarten davon?“

„Ausgegangen.“

Die knappe Antwort machte klar, dass ich zumindest zur falschen Besuchersorte zählte. Ich lehnte mich zurück und überprüfte die Schrifftafel über ihrem glänzenden Kopf. Richtig: Information. Wenn sich schöne und wohl informierte Menschen abschätzig verhalten, deprimiert mich das immer, und so hatte ich keine Lust mehr, an einer Besichtigung von Dairyland teilzunehmen, auch wenn es dort noch ganz viele andere Fiberglaskühe zu sehen gab, wie ich den Fotos der Broschüre entnahm. „Genießen Sie bei uns eine simulierte Fahrt auf dem Milchtanker, mit dem wir die Milch bei den Milchbauern im Umland abholen...“ stand dort geschrieben.

Wir gingen nach draußen und stellten uns unter die Kuh. Über ihren waagerechten Fiberglasrohren schien die Sonne auf den schneebedeckten Gipfel und beleuchtete verschiedentlich Straßen, Bäche, fahrende Tanker, den Rauch, der von Fabriken aufstieg, grüne Gehöfte, sowie hier und da kleine verspätete Nebelschleier, die noch am späten Vormittag aus den Schluchten aufstiegen.

Das war im September 1998. Ich besuchte Hawera mit meiner Schwester, meinem Schwager und meiner Nichte. Mein Schwager Dene, ein Maori, besaß einen entfernten Vetter in Hawera, von dem er glaubte, dass er mir dabei helfen könnte, Einzelheiten über das Kind herauszufinden, das ein Jahrhundert zuvor entführt worden war. Wir verließen Dairyland, fuhren in die Stadt und parkten auf der Hauptstraße. Es war ein heißer Morgen und der Himmel schillerte so blau wie in einer Kodak-Werbung. Das Stadtzentrum wurde gerade mit Ziegelpflaster und schnörkeligen Laternenpfählen aufgehübscht. Ich ging ins White Hart Hotel, das an der größten Straßenkreuzung lag, der einzigen Ecke, an der man schwach die schrillen Geräusche einer Innenstadt vernehmen konnte. Drinnen war es dunkel, die Atmosphäre bierselig, halb-freundlich und fragend. Ein dünner, krank aussehender Maori in fortgeschrittenem Alter, der einen roten Damenpullover mit V-Ausschnitt trug, und seine Gefährtin, eine dickliche weiße Frau in einem Herrenjackett aus Tweed und mit steinharten blauen Augen, begannen, mir von ihren Erfolgen beim Pferderennen zu erzählen. Der Barman setzte dazu eine skeptische Miene auf und bemerkte nach einer Weile, dass er im Gegensatz zu einigen Leuten, die er nennen könnte, tatsächlich einmal einen Anteil an einem Rennpferd besessen habe. Den alten Mann und seine Freundin ließ diese Zurechtweisung kalt; sie begannen auf eine automatische Weise zu tanzen, als ob nicht sie sich an den Twist

erinnerten, sondern als ob der Twist sich an sie erinnerte. Es war Mittag.

Draußen, etwas weiter die Straße hinunter, traf ich meine Schwester, die gerade für meine Nichte in der Bonanza Burger Bar Pommes Frites bestellte. Die Frau hinter der Theke war ungefähr 65 Jahre alt und hatte ein Gesicht wie aus Granit, sie war kolossal, eine Mutter von Rugby-Stürmern und Gefängniswärtern. Ein Mädchen im Teenager-Alter kam herein und die Frau rief, ohne damit jemand besonders anzusprechen: „Was will die denn jetzt?“

Auf der Speisekarte hinter ihr stand:

Ausgebackene Paua-Küchlein	Nicht/Erhältlich
Austern	N/E
Junge Sprotten	N/E
Backfisch	
Pommes Frites	
Muscheln	
Kumara-Chips	N/E
Ketchup	nicht im Preis inbegriffen

Hans-Jürgen Buch, Am Ende der Welt



„Ich habe Schmerzen in meinen Beinen, Schmerzen in meiner Seite und meine Schulter schmerzt auch“, erklärte die Frau meiner Schwester, „und ich bin den ganzen Tag hier und stehe über dem heißen Öl.“

„Oh, Sie Ärmste“, sagte meine Schwester. „Ich weiß ja nicht, wie Sie das aushalten.“

„Um ehrlich zu sein“, meinte die Frau, „ich weiß nicht, ob ich es aushalten kann!“

Ein ungefähr 14-jähriges Maori-Mädchen saß im Schneidersitz auf einem Briefkasten und beobachtete uns von der anderen Straßenseite aus mit zwar verdeckter, aber lebhafter Aufmerksamkeit. Ein Jugendlicher ohne Hemd, ebenfalls Maori, sehr dunkel, ungefähr 18, der einen roten Turban, eine Sonnenbrille im Stil von Bette Davies und Bermudashorts trug und seinen Kopfhörern lauschte, tänzelte an uns vorbei. Sobald diese exotische Gestalt verschwunden war, erschien ein zweiter Maori ungefähr im selben Alter aus der gleichen Richtung, sehr feierlich und nachdenklich. Er war komplett in einen schmutzigen grauen Jeansstoff gekleidet und wirkte, als habe man ihn ausgeschickt, um den Eindruck, den der erste hinterließ, zu löschen. Er sah aus, als sinniere er über die innere Physik der Sterne nach. Eine weiße Familie – Vater, Mutter, zwei Kinder – machte auf der Straße einen Schaufensterbummel und stand lange schweigend vor einer Reihe von Rasenmähern, die in einem Schaufenster ausgestellt waren. Ein junger weißer Mann kam daher, er war ungefähr 25 Jahre alt, kräftig gebaut, trug einen Schlapphut und eine schwarze Windjacke mit einer Art Sheriff-Plakette.

Er stoppte und schaute uns an.

„Wissen Sie, was wir hier tun?“ fragte er.

„Na ja, das ist eine große Frage“, sagte mein Schwager.

Der Mann warf ihm einen misstrauischen Blick zu, fuhr aber fort: „Unsere Firma bietet Ihnen heute zu einem Sonderpreis an, Ihre Autonummer auf Ihrer Windschutzscheibe einzugravieren. Nur heute können wir Ihnen 20 % Rabatt gewähren.“

„Und dieser Sonderpreis beträgt?“, fragte ich.

„Der Preis, inklusive Rabatt, beträgt \$ 25,99 plus MwSt.“

„Vielleicht ein andermal“, sagte ich.

„Na, das ist ja super!“, meinte er und eilte mit großen Schritten davon, während er sich nach rechts und links umschaute.

Am äußersten Ende der Hauptstraße liegt hinter sehr hohen Hecken versteckt ein großer, schöner und verschwiegener Park. Darin gibt es mehrere kleinere, von Mauern umgebende Gärten. Einer davon weist ein Mond-Tor auf und wurde, so steht es auf einer Bronzetafel, 1968 vom chinesischen Botschafter, seiner Exzellenz Hong Sin C. Shah, eröffnet. Doch für wen genau war diese Reihe von Paradiesen (das Oxford English Dictionary erklärt zu *paradise*: aus dem Griechischen, von *paradeisos*, „königlicher Park“, französisch *pairi* „herum“ + *diz* „formen“) bestimmt? Um ein Uhr mittags lief ein einzelner Jogger hindurch. Zwei blonde Mädchen im Teenager-Alter, träge die Schule schwänzend, schlugen auf den Kinderschaukeln die Zeit tot, standen dann aber auf und zogen ab. Die Zedern, die Palmen, die Kiefern, Laubbäume, immergrüne Bäume, Bäume aus allen Gegenden der Welt standen unter dem Himmel Taranakis und warteten.

Als an diesem Tag der Abend dämmerte, befanden wir uns auf einer Anhöhe im Norden der Stadt mit Aussicht auf das Umland. Ich war mit Dene und seinem Vetter Sandy Parata zusammen, der die Stadt gut kannte. In Hawera ginge es den Leuten gut, sagte er. Arbeit gäbe es genug. Die Beziehungen zwischen den Bevölkerungsgruppen? Hervorragend. Die Polizei und die örtlichen Behörden begegneten dem *iwi* – dem hiesigen Stamm – mit Wohlwollen. „Das sind alles unsere Freunde. Wir sind Kumpel. Sie achten auf unsere Kinder. Als unser *marae* [Versammlungsplatz] abgebrannt ist, haben wir den Hut herumgehen lassen, und sie haben diesen Hut gefüllt – mit viel Geld!“

Auf diesem Bergrücken stand einst das größte *pa* – befestigte Siedlung – der in Taranaki ansässigen Maori. Der Berg war lang und gewunden und auf seinem Gipfel wuchs eine Reihe riesiger und altehrwürdiger *Cabbage trees* – nicht eigentlich Bäume, sondern Keulenlilien, baumförmige Liliengewächse mit einem narbigen Stamm, die bis zu 40 oder 50 Fuß [etwas 12 bis 15 m] hoch werden können und wie primitive Palmen aussehen. Die historische Terrassierung des *pa* war in der Dämmerung noch erkennbar. Sandy erzählte Dene, was sich hier auf diesem Berg zugetragen hatte. Es war eine schreckliche Geschichte, die seltsamerweise an eine Erzählung aus dem 1. Buch Mose erinnert, aus der frühen Zeit der Wanderungen des Volkes Israel: die Einwohner der Stadt des lüsternen Sichem hatten es zugelassen, dass man sie beschnitt, und wurden wenige Tage später, „da sie Schmerzen hatten“, mit Leichtigkeit von den unbarmherzigen Söhnen Jakobs getötet.

In der polynesischen Version fielen die Einheimischen nicht der Religion und dem Beschneidungsmesser zum Opfer, sondern der Eitelkeit und dem Tätowierungsmeißel. Ihre Nachbarn und Rivalen waren so zuvorkommend gewesen, einen der gefragtesten Tätowierungskünstler des Landes vorbei zu schicken. Er war wahnsinnig beliebt. Mit besonderer Aufmerksamkeit widmete er sich zwei *rape* und *puhoro* genannten Tätowierungen auf Hüfte und Oberschenkel. Sie waren extrem qualvoll – oft verloren Männer vor Schmerzen das Bewusstsein – und heilten sehr langsam. Und dann, ein paar Tage später, als die Männer noch unter den Schmerzen litten... Das Gemetzel war fürchterlich.

Seinen ursprünglichen Namen hatte der Berg verloren. Niemand erinnerte sich daran. Alle, die dort lebten, waren getötet worden. Seitdem hieß dieser Ort Turuturu-mokai – benannt nach den kunstvoll tätowierten Menschenköpfen, die auf Pfählen aufgespießt vom Gipfel, wo man sie zurückgelassen hatte, herab starrten.

Diese Erzählung, die nur ungefähr 300 Jahre alt war, schien unglaublich fern – so alt wie das 1. Buch Mose – und doch auch recht nah, so nah wie die grobe Rinde der *Cabbage trees*, deren Reihe sich links und rechts in die Dunkelheit fortsetzte. Zum ersten Mal, so dachte ich, hatte ich einen nicht irgendwie durch Weiße vermittelten Bericht aus der Maori-Vergangenheit dieses Landes gehört, einer Zeitspanne, die fünfmal so lang ist wie seine weiße Geschichte.

Sandy wusste auch ein bisschen von der Geschichte des Jungen, der entführt worden war. Er konnte in Richtung des Schlachtfeldes deuten, dort unten im Weideland zu unseren Füßen, wo sich die Entführung zugetragen hatte. Eine winzige orangefarbene Flamme, wo man an der Gasgewinnungsanlage Gas abfackelte, markierte mein nächstes Ziel.

Diese Nacht verbrachten wir im Motel Rembrandt an der Ortsausfahrt. Unsere Unterkunft war eigentlich eine hinter den Motelzimmern gelegene alte Villa, die wir ganz für uns hatten. Ich schaltete den Fernseher ein und schaltete ihn dann schnell wieder aus. Nach einem Jahrzehnt von Reformen im Namen der freien Marktwirtschaft war das Fernsehprogramm in Neuseeland so schlecht geworden, dass man es sich nicht ansehen konnte – ein Wirbelsturm aus Werbesendungen, Seifenopern, billigen Filmen und Nachrichtensendungen, in denen es bei jedem Bericht um Geld ging.

„Sie glauben, alle Zahncremes sind gleich?“, brüllte eine Frau mit perlweißem Gebiss. „Ganz falsch!“

Wir verließen das Motel und gingen Pizza essen. Neben dem Moteleingang stand eine Shell-Tankstelle, es gab einen beleuchteten „Kentucky Fried Chicken“-Becher, Laster fuhren vorüber. Bei Tageslicht war Hawera ein Ort mit einem ausgeprägtem Charakter gewesen. Bei Nacht wurde es zum Irgendwo, zu irgendeiner westlichen Stadt, wie es sie millionenfach gab. Zum ersten Mal seit ich über die Geschichte des entführten Jungen nachzudenken begonnen hatte, spürte ich, mit welcher kraftvoller Gleichgültigkeit die Gegenwart der Vergangenheit begegnet, besonders der ungeschriebenen Vergangenheit, der verlorenen Vergangenheit, der Vergangenheit, die nicht siegte.

Nach unserer Rückkehr begann meine Nichte mit ihren acht Jahren, einen Roman zu schreiben. Ich las im Motel an der Wand des Aufenthaltsraums ein gerahmtes Plakat:

FairPlay im Sport – Die Charta von Neuseeland

Wir an unserer Schule geloben, dass wir beim Sport *Freude haben, *den Schiedsrichter respektieren, *den Gegner und seine Fans respektieren, *im Sieg wie in der Niederlage Würde beweisen, *mit allem Einsatz, aber fair spielen werden.

MIT ALLEM EINSATZ ABER FAIR

Unterschrift:

Wilson Whineray.

Vorsitzender

Hillary Commission

Wilson Whineray war in den längst vergangenen frühen Sechzigern Kapitän der All Blacks gewesen. Hillary war Sir Edmund Hillary, der erste Mann, der den Mount Everest bestieg.

Um neun ging meine Nichte zu Bett. Ihr Roman war bereits vier Seiten lang. Den Text hatte sie auf jeder Seite in die linke obere Ecke gequetscht – sie erklärte, dass der übrige Platz für Änderungen in letzter Minute gebraucht werde:

Es war einmal
eine freundliche alte
Frau die
in einem kleinen Dorf

in Russland lebte.

Sie hatte zwei

Töchter die

beide verheiratet waren.

Eine heiratete einen Fischer und

die andere heiratete

einen Händler.

Eine bekam ein Baby,

während die andere Luxus bekam.

In der Nacht hörte man aus dem Süden das Pfeifen der Züge auf dem Weg zur Molkereifabrik, und ab und zu, wenn gewaltige Tanklasten vorbeifuhren, bebte das Haus. Irgendwo dort draußen im Westen lag die inzwischen von Milchbetrieben umgebene Stelle, wo ein Junge seiner Welt entrissen und auf eine große Reise geschickt wurde, die ihn nach Wanganui, Wellington und – auch wenn ich das zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste – nach San Francisco, Yosemite, London, Beirut und zu den Pyramiden von Gizeh führen sollte. Und schließlich zurück nach Hawera. Einige seiner Verwandten, die Nachfahren seiner Geschwister, lebten hier nun über die Stadt und die Ebene verstreut.

Ab und zu bebte das Haus. Während wir schliefen, waren wir von Milchbächen, von Flüssen aus Milch umgeben, die durch die Nacht reisten.

Peter Walker

Peter Walker („Der junge William Fox“)

Peter Walker wurde 1947 in Wellington, Neuseeland, geboren. Er wuchs in Christchurch und Hawkes Bay auf und studierte Literatur und Jura an den Universitäten von Wellington und Auckland. In den siebziger Jahren bereiste er Asien, Europa und Amerika. Ab 1976 war er als Journalist tätig, zunächst für Zeitungen in Neuseeland und Australien. In England war er sieben Jahre lang als Auslandskorrespondent für den neu gegründeten „Independent“ tätig und schrieb Rezensionen über Belletristik und Sachbücher, aber auch für Auberon Waugh's „Literary Review“. Später wechselte er als Auslandsredakteur zum „Independent on Sunday“. 1996 bat ihn „Granta“ um einen längeren Artikel über die ethnische Frage in Neuseeland.

Aus diesem Auftragswerk entstand sein erstes Buch »The Fox Boy« (2001; dt. 2012 Der junge William Fox, MANA-Verlag), eine Enthüllung der wahren Geschichte eines in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts entführten Maori-Jungen. Eigentlich wollte Walker weder Geschichtsbände noch Romane schreiben, sondern Reisebücher und Kolumnen, deren lebendige Rhythmen zur entspannten Lektüre der vielstimmigen und von Themenvielfalt geprägten Erzählungen einladen. Textsorten also, die sich durch parallele Dimensionen bewegen, quer und sich überschneidend im Raum der Moderne und in der alten Zeit. Sein Vorbild war Amitav Ghosh's „In einem alten Land“. Sein nächstes Buch „The Courier's Tale“ (2010; Ü: Die Geschichte des Kuriers) erzählt von Reginald Pole, dem Cousin Heinrichs VIII., der in der Spätrenaissance in Italien lebte und der einzige Mann war, von dem es hieß: »Er wird der nächste Papst sein – oder der nächste König von England.« Das Werk wird klassifiziert als »dokumentarischer Roman«, denn alle in ihm auftauchenden Dokumente – von der Rechnung des Schneiders bis zum Bericht des Spions – sind authentisch und in den Archiven nachlesbar. Wie in „The Fox Boy“ wollte der Autor zeigen, dass das Leben noch des unbedeutendsten Individuums nicht nur den Gesetzen der Geschichte unterliegt, sondern selbst die Geschichte ausstrahlt, und dies vielleicht wirkmächtiger und luzider als das Leben wichtiger Persönlichkeiten der Epoche.

Peter Walker hat soeben seinen neuesten Roman fertig gestellt: »Cape Runaway« spielt in den späten sechziger Jahren und in der Gegenwart, eine Geschichte von Liebe und Krieg über zwei Generationen. Der Autor lebt in London.

Termine: Buchmesse Frankfurt 10. – 14.10.2012

weitere Termine geplant

Mana-Verlag, Berlin www.mana-verlag.de



Hartmut Jäcksch

MANA-Verlag: Das Verlegergespräch

eXperimenta: Reisen sie selbst auch um neue Autoren zu finden?

Hartmut Jäcksch: Ich habe eine Zeit lang in Neuseeland studiert und bin so mit der Literaturszene des Landes in Kontakt gekommen. Daher rührt mein Interesse für Neuseeland und so entstand auch die Idee zur Gründung des MANA-Verlags. Einige Kontakte, die ich in dieser Zeit dort geknüpft habe, sind natürlich hilfreich. Neue Autoren suchen wir allerdings eher von Deutschland aus. Oft ergeben sich Kooperationen durch internationale Veranstaltungen, wie beispielsweise die Buchmesse in Frankfurt.

eXperimenta: Suchen sie allein die Autoren aus?

Hartmut Jäcksch: Wir arbeiten im MANA-Verlag in unserem vierköpfigen Team eng zusammen und besprechen und diskutieren intensiv das geplante Programm. Die meisten Entscheidungen treffen wir also gemeinsam, obwohl der endgültige Entschluss natürlich beim Verleger selbst liegt. Ich schätze meine Mitarbeiter und ihre Ideen sehr und bin mir bewusst, dass der Verlag nur durch gute Zusammenarbeit auch gute Leistungen bringen kann.

eXperimenta: Sind die belletristischen Titel, die sie herausbringen zum überwiegenden Teil vorher schon in Neuseeland erschienen?

Hartmut Jäcksch: Ja, unsere sieben belletristischen Titel sind alle bereits in Neuseeland erschienen. Einige Titel der neu erschienen Literaturkollektion zu Neuseeland haben wir überarbeitet und neu auf Deutsch herausgegeben. Es gibt aber auch ganz neue Titel im Programm, wie zum Beispiel „Der junge William Fox“ von Peter Walker und „Sternen-Waka“ von Robert Sullivan, die nun erstmals auf Deutsch erscheinen.

Wichtig ist uns vor allem, dass die sieben Belletristiktitel der Kollektion einerseits natürlich als Einzelwerke wahrgenommen werden, andererseits aber auch als Sammlung von Büchern verschiedenster Stile und Genres gesehen werden, die Neuseelands literarische und kulturelle Vielfalt reflektieren.

eXperimenta: Die Bücher aus dem Bereich Reise, Kultur und Wissen scheinen überwiegend von deutschsprachigen Autoren zu sein. Trügt dieser Eindruck?

Hartmut Jäcksch: Nein, das ist richtig. Die Autoren kommen überwiegend aus dem deutschsprachigen Raum. Das bedeutet allerdings keinen Mangel an Expertise, denn der MANA-Verlag achtet grundsätzlich auf gut recherchierte Berichte. Wir wollen unseren Lesern einen tiefen Einblick in die Kultur des Landes bieten, verbunden mit einem umfangreichen, faktischen Wissen und hilfreichen Reisetipps. Dafür arbeiten wir und unsere Autoren gewissenhaft und verantwortungsvoll, denn es sollen bei uns keine reinen „Hochglanzbroschüren“ erscheinen, wie das oft beim Thema Neuseeland der Fall ist. Wir wollen fundiert informieren und dafür stehen wir mit dem Namen MANA, einem Begriff der Maori, der Ehre und Stolz bedeutet. Wer MANA hat, der trägt Verantwortung und so schwingt dieser Wertebegriff für uns bei der Arbeit immer mit.

eXperimenta: Sie setzen sich selber als Herausgeber und Autor mit Neuseeland, dem Land der Maori und mit dem Theater dort auseinander. Welche Aspekte sind ihnen bei Ihren Texten wichtig?

Hartmut Jäcksch: Im Hinblick auf Neuseeland ist es mir vor allem wichtig, die Vielfalt des Landes zu betonen. Ich bin der Meinung, dass man gerade durch die Literatur eines Landes Zugang zu seiner Kultur findet und Zusammenhänge versteht. Neuseeland ist durch seine Einwanderungsgeschichte ein Land, in dem einerseits eine unendliche ethnische und kulturelle Vielfalt herrscht, in dem sich

deshalb aber auch eine pluralistische Einheit herausbildet. Eine neuseeländische Identität. Die kulturelle Mannigfaltigkeit der Bevölkerung spiegelt sich in den Texten und Genres der neuseeländischen Literatur wieder. Um dies deutlich zu machen hat der MANA-Verlag die belletristische Literaturkollektion so zusammengestellt, dass das Ausmaß der Vielfalt annähernd erkennbar wird.

eXperimenta: Halten sie es für möglich, dass die Kultur der Maori die gesellschaftliche und kulturelle Zukunft Neuseelands mit gestalten wird?

Hartmut Jäcksch: Auf jeden Fall wird es so sein. Es ist bereits der Fall, dass die Maori die neuseeländische Kultur mitgestalten. In Neuseeland leben die Kulturen bereits ganz alltäglich miteinander. Natürlich gibt es noch immer Probleme und Reibereien, aber die Kultur der Maori gewinnt zunehmend wieder an Bedeutung. Diverse kulturelle Programme sorgen dafür, dass die Ureinwohner zu ihren kulturellen Wurzeln zurückfinden und sie in die Gesellschaft einfließen lassen. Durch Veranstaltungen wie die Buchmesse wird auch die ganze Welt auf ihre Kultur aufmerksam. Die Zeiten, in denen weiße Siedler und Einwanderer die Maori einfach übergingen und keinen Respekt entgegenbrachten, sind glücklicherweise so gut wie vorbei. In Neuseeland bildet sich das Gefühl einer nationalen, einer neuseeländischen Identität heraus. Diese Identität bezieht sich auf Maori und Einwanderer, die sich als Neuseeländer verstehen. Trotzdem löst sich der kulturelle Konflikt nicht einfach auf und ist somit vor allem in der Literatur oft noch Thema.

eXperimenta: Gibt es neuseeländische Autoren, die, ihrer Meinung nach, die verschiedenen ethnischen Einflüsse in ihrem Werk vereinen?

Hartmut Jäcksch: Ja. Da ist zum Beispiel Peter Walker, der für „Der junge William Fox“ die Geschichte eines entführten Maorijungen zur Kolonialzeit recherchierte. In seinem Buch prallen zwei Welten – die der Maori und der britischen Siedler – dramatisch aber realistisch aufeinander. Auch ein alter Klassiker, der bei uns neu aufgelegt wurde, dreht sich um diesen Konflikt zwischen den Kulturen: Der historische Roman „Die letzte Prophezeiung“ von Heretaunga Pat Baker ist der erste Roman, der jemals von einem Maori geschrieben wurde. Er erzählt authentisch vom Leben der Maori zur Zeit der Entdeckung Neuseelands durch Kapitän James Cook.

eXperimenta: War mit der Kooperation zwischen ihrem Verlag und dem traveldiary.de Reiseliteratur-Verlag in erster Linie eine geografische Erweiterung der Reiseliteratur gedacht und/ oder gibt es weitere verlagsübergreifende Projekte?

Hartmut Jäcksch: Die geografische Erweiterung war in diesem Fall eine Überlegung. Aber man teilt natürlich auch Arbeitsaufwand und Kosten, während man gleichzeitig ein größeres Publikum und eine größere mediale Aufmerksamkeit erreicht, wenn man gemeinsame Projekte macht. Oft entstehen solche Kooperationen aber aus einem gemeinsamen Interesse heraus: jüngstes Beispiel ist unser neu erscheinender Radreiseführer zu Neuseeland über den New Zealand Cycle Trail, der in Zusammenarbeit mit dem hellblau Verlag entstand.

eXperimenta: Wäre auch zum Beispiel eine Kooperation mit einem neuseeländischen Verlag für belletristische Literatur möglich? Und welche Chancen würden sie in einem solchen Projekt für Ihren Verlag sehen?

Hartmut Jäcksch: Mit den neuseeländischen Kollegen zusammenzuarbeiten ist bei belletristischer Literatur natürlich unerlässlich. Auf internationaler Ebene werden entsprechende Lizenzen eingekauft und wir lassen die Titel dann ins Deutsche übersetzen. Aus meiner Zeit in Neuseeland pflege ich viele enge und freundschaftliche Kontakte zu Neuseeländern in kulturellen und politischen Kreisen. Die literarische Szene Neuseelands ist oft sehr interessiert daran, mit uns zusammenzuarbeiten, was uns natürlich sehr freut und uns die Arbeit als Spezialverlag erleichtert.

Das Gespräch für die eXperimenta führte Johanna van Ach.

Robert Sullivan – Sternen-Waka

Ein Schöpfungsgesang

Ein tiefer Ausruf um Waka Stimme zu verleihen,
durch Hawaikis Zähne hindurch, die letzten grün-gesprenkelten
Finger der Küste, vorbei an angezogenen Knien und felsigen Zehen
in der Ferne, durch Paddeln und Segeln gen Sonnenuntergang –
wenn jeder Spalt im Haus der Sonne
versunken ist – Türen und Fenster umhüllt von Nacht,
tiefschwarzer Himmel, wo Sterne zu Pfeilen werden,
entfachte Zeichen auf der Reise durch lichtlose Regionen.
Ein Gebet, dass Leinen und Knoten sicher halten mögen
inmitten von Tangaroas prahlerischem Toben.
Ein Gebet, dass wir Nahrung finden mögen –
süssen Fisch, von Tauchern gefangen im hellen Salzwasser,
gebeizt in Kokosnuss und Hunger. Ein Gebet
für ausreichend Vorräte auf der zweiwöchigen Reise nach Aotearoa,
Trinkgefäße gut verstaut, Yam und Taro und Kumara sicher geschützt
vor dem Schlagen und Ziehen der rastlosen Wogen –
ob im Herzen oder Meeresboden. Ein Gebet, eine Verkündigung,
für baldiges Festland, ruhige See und Lebenskraft
aller Dinge, ob himmlisch, vergänglich oder göttlich:
Speise Musik und Trank für dieses Sternen-Waka –
die gesungenen Rhythmen
hisst die Segel haltet zusammen
Stürme
hisst die Segel haltet zusammen
eintausend Jahre
hisst die Segel haltet zusammen
Flotte Geburtsort von Geschichten
hisst die Segel haltet zusammen
Ich grüsse euch im Gebet oh Stern oh Waka . . .
und bete für eure Vereinigung hier.
Ich rufe euch an, dich oh Waka, dich oh Stern, in diesem Morgenlicht.
Stern und Waka, ein Gebet für euch beide.

Robert Sullivan

He karakia timatanga

A prayer to guide waka out the throat,
between Hawaiki's teeth, the last green speckled
glove of coast, past upthrust knee and rock toe
in the distance to paddle and sail toward sunset –
when each crack in the house of the sun
is submerged – doors and windows cloaked by night,
charred sky where stars become arrows,
lit signs travelling across a black zone.

A prayer to hold lashings and fittings close
amid the swelled guts of Tangaroa.

A prayer to scoop out sustenance –
sweet fish caught by divers in bright saltwater
marinated in coconut and hunger. A prayer
to keep food for the two week trip to Aotearoa,
gourds intact, yam and taro and kumara gods alert
to the slap and grab of a restless swell –
whether in the breast or seabed. A prayer, a declaration,
for quick land, straight seas, and health
of all parts celestial, temporal and divine:
food music and drink of this star waka –

the chanted rhythms
hoea hoea ra

storms
hoea hoea ra

a thousand years
hoea hoea ra

fleet mothers of tales
hoea hoea ra

I greet you in prayer oh star oh waka . . .
and pray for your combination here.

He karakia mo korua, e te waka, e te whetu o te ao nei.
Star and waka, a prayer for you both.

Robert Sullivan



Antje Clara Bucker, *Hab Sonne im Herzen*

Waka 16 Du leuchtest am Sternenhimmel

Geliebte Menschen
nach Hawaiki gesandt
um Sterne zu werden
die Träumern Wege zeigen
in die Wirklichkeit

um Sterne zu werden
Bilder auf dem Mantel
einer Nacht auf deren
Schultern
Träume ruhen

eines rastlosen Volkes
das von weißen Wellen
des Geldes träumt
Waka gleiten
und kippen

Schwarz und Blau
nur Sterne bleiben
um Wege zu weisen
Sonne und Mond
sind besetzt durch Macht

doch Sterne sind
Vorfahren
sie sind Sterne
unsere Vorfahren
und wir werden Sterne sein

wie Kauri-Bäume
Totara
Kahikatea
Rimu
Flüsse

gebrandmarkt als Feuerholz
geschwächt durch Harzgier
genutzt für Krieg
Baumaterial
Adern in Dämmen

wo die Macht
der Erde einer
Maschinenkultur Macht verleiht
seltsame Schiffe am Himmel
Luft durchdrungen von Strahlung

wir werden hineingesogen
in diese Kultur die das Land bedroht
man sagt uns wir täten das auch wenn
wir die Mittel hätten
und unser Volk tut es

der Erde an weil Volk
um Volk und auch dieses Land
ihm beitrifft dem Club der Narben
auf dem Planeten eine Kultur
wo Städte verfaulen und auferstehen

eine Kultur toter Hauptstädte
die Leben saugt aus neuen
Städten eine Kultur die keine
Grenzen kennt nur
Prophezeiungen genannt Strategien

und Sterne schauen hinunter auf alles
und Augen der Götter
schauen hinunter auf Sterne
und Augen
der Machtlosen schauen auf

aber nur nachts
wenn Maschinen
Dunkelheit erblassen lassen
wenn viele Sterne
verloren gehen im Lampenlicht

außer im Heimatdorf
von den Türmen der Festung
von der Mitte des Ozeans
von diesen Orten kann man
Sterne so sehen wie es sein soll

Robert Sullivan

Waka 16 Kua wheturangitia koe

Beloved
sent to Hawaiki
to become a star
who guides
dreamers to reality
to become a star
portrait on the cloak
of a night on whose
shoulders rest
dreams
of a restless people
who dream white
waves of currency
waka rides
and falls
black and blue
with only stars
to point away since
sun and moon
are tagged for domination
yet stars are
ancestors
they are stars
our ancestors
and we will be stars
like kauri
totara
kahikatea
rimu
awa
tapped for fire
sapped for gum
used for battle
construction materials
veins into dams

where the power
of the land powers
a mechanical culture
strange ships in the sky
air filled with radiation
we are vacuumed into this
culture of menace to the land
we are told we would do this too if
we had the technology
and our people do it
to the land for people
by people and this land
joins the congress of scars
on the planet a culture
of urban decay and renewal
a culture of dead capitals
sucking the life out of new
cities a culture that knows
no boundaries has only
prophecies called strategies
and stars look down on this and eyes
of divinities
look down on stars
and eyes
of the powerless look up
but only at night
when machines
lighten blackness
when many stars
are lost in the lightning
except in the papakainga
from tops of pa
from middle of ocean
from these places stars
meant to be seen can be

Robert Sullivan

Waka 56 Ein Doppelrumpf-Waka

i

Das beginnt, wie man Geschichten zu erzählen pflegt –
am mystischen Moeraki, wo ich, stillstehend,
gebannt die große Wand aus Wasser und Himmel bestaunte,
die Erde eine Bühne unter einem hellen Schleier vor dem
Paradies. Ein westliches Paradies, das seiner
eigenen Logik folgt, Felskugeln verteilt wie Punkte
über einen Text. Mein Kopf voll himmlischer Mystik,
so fahre ich und fahre, Lenkrad versunken in meinen Händen.
Das Bild sank in mein Herz und bewegte sich dort jahrelang
wie rhythmischer Gesang von Gebeten dessen Kraft
aus dem Boden strömt durch mich - die Quelle
gefüllt mit Aalen, die mich innerlich unruhig machen. Maui's
Aal aus der Schöpfung kämpft mit seinen eigenen
Nachfahren, seiner eigenen Familie, den Menschen.

Und die nächste Geschichte spinnt einen Faden
der herabhängt von Glühwürmchen an Kalksteindecken,
Punkte aus Licht angeln nach beflügelten Insekten
voller Hoffnung – auf den Mond, Sonne, Sterne – nicht gefräßige
Würmer. Sie leben in völliger Dunkelheit, erzeugen
ihr eigenes Licht. Sie besitzen Schönheit, für die sich ihre Anhänger
in den Liebestod stürzen. Ich kenne diese Liebhaber,
spürte wie die Brise den Schleier anhub, sah den Sonnenuntergang
tief in mir. Kalkstein durchbohrt Höhlen. Würmer verschlingen.
Jeder Bissen ein sich Winden am Rande der Existenz.
Meisterhaft. Ein Griff quer über Teller zum Salz.
Zerlegt im Innern, verteilt an die Sinne,
Gewebe, Organe, alles zusammen produziert
jedes einzelne chemische und tierische Licht.

Das Messen von Licht variiert, Geschwindigkeit, Helligkeit,
Veränderungen: Physiker denken wir sind Sternenstaub.
Jeder Einzelne von uns. Riesige und ruhige
Sterne umgewandelt im Weltraum – wir sind
neu zusammengesetzte Formen längst toter Sterne.
Heute tritt Wissenschaft als Kunst auf. Einst waren
Künstler zugleich Wissenschaftler. Heute umgekehrt.
Da Vinci zum Beispiel. Er beobachtete Kerzen,
entwarf Helikopter. Heute brachte die BBC
einen Bericht von einem Wissenschaftler,
der Bilder von Molekülen ausstellt:
ein Seidenmolekül neben einem Seidenkleid;
Chlorophyll neben einer Pflanze. Alles
eine Sammlung sublimen Zusammenhänge.

Denn Schönheit besitzt wunderbare Elemente.
Das Molekül von Wasser gleitet vorbei an
Molekülen des Waka, angetrieben durch Wind-
Moleküle in Muskeln, auf Segeltuch – die Stärken
als Töne am Himmelszelt, wohlklingende
Ansprache, Gesang, Rhythmus des Holzgongs, Flöte,
Füsse stehen auf Brettern mit schwingendem Körper, Ellenbogen,
Gedanke. Dieser Gedanke vererbt von Generationen zu Generation
durch die Erdenmutter –
wir kamen im Waka, wir gehen im Waka,
geben es weiter. Die Wirkung von Wind
auf Wellen kann enorm sein, hohe Wände graben
tiefe Täler in Herzen, schnüren Luft ab. Besatzungen
opfern Blut, schmerzvolles Flehen um heilige Aura
zu wahren – eine Karawane auf trockenem Meeresgrund.

Robert Sullivan

Waka 56 A Double-Hulled Waka

i

Which begins as they do telling stories –
from heavenly Moeraki where, parked,
I gazed at a big wall of sea and sky,
earth a ledge beneath a bright veil crossing
Paradise. A Western Paradise true
to its own logic, boulders parked like stops
across the text. My head filled with heaven,
I drove and drove, wheel in my hands bouncing.
The image bounced round inside me for years
like a prayer-wheel powered by water
coming out of the ground through me – spring
filled with eels nibbling my insides. Maui's
tuna of the meiosis, wrestling his
descent, his own meiosis, the people.

And the next story beginning a line
dangling from glow worms on lime formations,
points of light fishing for winged insects
on hope – for moon, sun, stars – not devouring
worms. They live in darkness, manufacture
their own light. They possess beauty their fans
die like lovers for. I know these lovers,
felt the breeze raise a veil from a sunset
internalised. Lime spears caverns. Worm mouths.
Each bit a wriggle along existence.
Grandiose. A stretch across plates for salt.
Dissembled in the gut, shared out to senses,
tissue, organic stuff, all contribute
to each chemical and animal light.

Robert Sullivan

Ankündigung

Am 1. November erscheinen wir mit dem Thema MÄNNLICHKEIT unter Anderem mit

- der Fortsetzung der Marcela-Trilogie,
- einer Rezension und dem Interview über Martina Grafs Sprechoper
- verschiedenen Zukunftsvisionen unserer Leser und INKAS-Seminarteilnehmer
- einem Interview mit Dieter Broers als Vorschau auf unser Dezemberthema „Zukunft / Sonnenstürme“

Wie immer bieten wir Ihnen die Möglichkeit der Veröffentlichung passender Illustrationen und Textbeiträge – haben Sie Etwas? Dann freuen wir uns auf Ihre Kontaktaufnahme und Einsendungen per Email an redaktion@experimenta.de!

Ihre Gabi Kremeskötter, Chefredakteurin

Scales of light vary, measuring speed, lux,
changes: physicists think we are stardust.

Down to a person. Massive and modest
stars recycled in the cosmos – we are
reassembled versions of long dead stars.

Now science imitates art. Once artists
were scientists too. Today vice versa.

Da Vinci, for example, observed candles,
designed helicopters. Today, the Beeb

ran a story about a scientist
exhibiting pictures of molecules:
a silk molecule next to a silk dress;
chlorophyll next to a plant. Everything
a collection of tiny connections.

For beauty has delightful components.
The molecule of water sliding by
molecules of waka, powered by breeze
molecules in muscles, on sails – its scales
notes on the firmament, melodious
oration, song, rhythm of pahu, flute,
feet braced on boards swinging torso, elbow,
thought. This thought passed down lengths of men
through earth –
we came by waka, we leave by waka,
pass it on. The influences of wind
on waves can be immense, high walls scraping
valleys in the heart, constricting throats. Crews
scraped themselves, bled prayers, so holiness
remained – a caravan on dry seabed.

Robert Sullivan

Inhalte von Waka-Huia, Kästen für kostbaren Schmuck,
sind von hohem Wert. *Waka huia* im Fernsehen,
ein Sprachprogramm für Maori, hat gerade seine
400. Sendung ausgestrahlt – sie bewahren
Ausdruckskraft, Bewegung, Erscheinung, Sitten, *Würde*
unserer Anführer, herausragende Männer und Frauen,
in Wort und Bild für immer gespeichert. Auf Maori.
Nur 14 Folgen mit Untertitel.

Um die eigene Kultur zu verstehen, muss man
die Sprache ihrer Dichtung sprechen, ihrer Philosophie
von der Welt, doppeldeutige Sinnbezüge
direkt verstehen. Denn Sprache ist Fenster zur
Bedeutung. Und Bedeutung ist der Stern über unserer
Gattung. Besonders unser Waka

folgt diesem Weg. Bedeutung ist Nahrung für Anführer.
Farbenreiche Geister erschaffen Aromen im heißen Hangi-Dampf
unter der Erde. Das Land eintausend Jahre lang
verteidigt mit unserem Blut. Wir wuchsen hier auf. Wir müssen
auch diese Geschenke des Geistes zurückfordern. Gesichter
müssen aus Gesichtern schöpfen, alles aufsaugen, Wellen schlagen,
sich ins Wasser werfen. Moko-Linien in Falten prägen,
für uns selber kämpfen, für unser Volk,
zum Sprung ansetzen aus dämmrigen Höhlen ins helle Tageslicht
und dabei das Gerede vom Tod unserer Kultur
niederringen. Lasst uns ihre Geschichten zum Klingen bringen
durch meisterliche Holzschnitzer. In vielen Punkten
teilen wir unsere Herkunft, Humor, Gemeinschaft
im Geiste erwachsen aus Siedlungstradition –

und so überquert dieses Waka seine
tausendste Zeile. Maori und Pakeha,
Sterne, Wissen um Orte bloß angedeutet –

aber nur Zeilen gleiten hier auf Salzwasser,
kommen hervor und rufen Takt für Ruder und Mensch - weiter,
rudert weiter, rudert, rudert, rudert weiter, weiter . . .

Robert Sullivan

Contents of waka huia, treasure chests,
 are highly prized. *Waka huia* on tv,
 a Maori language show, has just broadcast
 its 400th episode – preserving
 eloquence, movement, airs, graces, *noblesse*
 of our leaders, finest men and women,
 on video forever. In Maori.
 Only 14 episodes subtitled.
 To understand one's culture one must speak
 the language of its poetry, world
 philosophy, reach untranslated
 ambiguities. For language deals out
 meaning. Meaning is the star above our
 species. Specifically, our waka
 follows this. Meaning is food for chiefs.
 Succulent hearts steaming in hot ovens
 of earth. The land fortified a thousand
 years with our blood. We grew tall here. We must
 reclaim gifts of mouth, example. Faces
 must drink in faces, lap up, ripple, splash
 each other. Make moko in the wrinkles,
 warriors for ourselves, for our people,
 leaping from pits into bright daylight
 defying the culture of the death
 of our culture. Spray out its narrative
 with whakairo. In many places
 we share ancestry, jokes, communities
 of spirit grown up over settlement –
 and so this waka has passed its
 thousandth line, Maori and Pakeha,
 stars, knowledge of places only referred –
 but only lines glide here on salt water,
 come out in commanding the stroke – again,
 stroke again, stroke, stroke, stroke again, again . . .

Robert Sullivan

Waka 62 Notiz des Erzählers

Es gibt keinen Odysseus, um diese Flotte zu führen –
nicht einmal Maui, auf dessen Befehl hin Waka versteinert wurden,
das Waka Mahunui zum Beispiel fand seinen Platz
nach Mauis Anweisung genau im Zentrum der Südinsel.
Ich habe nur Waka, die unter den Sternen treiben,
in der Nacht und am Tag, geführt durch Dünung,
deren Mannschaften nicht durch Seevögel am Leben bleiben
oder Fische, sondern durch Erinnerung – manche in Konflikt
zum geschriebenen Wort. Ich habe Waka nur ruhen gesehen.
Sie sind Wesen, die ihrer Gesellschaft würdig sind –
Tohunga für die Seelenkraft der Seefahrer, Taniwha als Geleitschutz,
die Sterne selbst auf ihrem Weg mit ihnen.
Ich kann dir keinen Anführer dieser Flotte zeigen.
Diese Flotte fand ihren Weg durch die Jahrhunderte. Die Namen
der Kapitäne waren ihren Getreuen bekannt
als Vorfahren. Der Pazifik war eine weit gefächerte Gemeinschaft
– Waka, eingehüllt in Aotearoa,
kehrten nicht länger nach Hawaiki zurück, refften ihre Segel,
wanderten durch das Land in Flüsse, vergruben sich
in Berge, Riffe, formten sich zu Wörtern,
die bei Trauerfeiern erklangen, zu geschliffenen Reden,
unter den Muschelaugen der Götter und Ahnen,
deren wirkliche Augen in das Licht blinzelten
ihrer Leben vor tausenden und hunderten von Jahren,
und die Gefährte selber sahen –
Raumschiff, Sauerstoffbehälter, Elefantenkarawanen,
beflügelnde Ideen, Entdeckungen, die Segel ein wirbelnder Strudel,
von Menschen umgeben, die Namen riefen, hinab in die Mächtige See.

Robert Sullivan

Waka 62 A narrator's note

There is no Odysseus to lead this fleet -
not even Maui who sent waka to their petrification,
the waka Mahunui, for instance, placed exactly
in the centre of the South Island at Maui's command.

I have only waka floating beneath the stars,
at night and in the day, directed by swells,
whose crews are sustained not by seabirds
or fish, but by memory - some in conflict
with the written record. I have seen waka only at rest.
They are beings worthy of the company they keep -
tohunga to furnish voyagers with karakia, taniwha for security,
the very stars in motion with them.

I cannot provide you with a leader of the fleet.
This fleet navigated centuries. The names
of captains were known to their colleagues
as ancestors. The Pacific was a far-flung society
- waka, cocooned in Aotearoa,
stopped returning to Hawaiki, dropped their sails,
clambered overland into rivers, burrowed
into mountains, reefs, flew into words
sung at tangi, polished speeches,
seen by the paua eyes of gods and ancestors
whose real eyes, blinking in the light
of their lives millennia and centuries ago,
saw the vehicles themselves -
spacecraft, oxygen tanks, caravans led by elephants,
vehicles of concept, exploration, sails a vortex
ribbed by people shouting names down into the Great Sea.

Robert Sullivan

Waka 99

Falls man Waka ins Leben zurückrufen könnte
würden sie nicht einfach herausbrechen
durch Museumstüren Glaskästen
zersplittern Dreh- und Schiebetüren
auf ihrem Weg nach draußen

sie würden nicht einfach herausbrechen
aus Bergen wie kraftvolle Ströme
erlöst vom frostigen Winter
das Wiedererwachen würde einfach nicht
solcherart geschehen

die Südinsel etwa wieder ein Holzrumpf
ausharrend auf die Giganten-Mannschaft
auf Maui und seine Brüder
felsige Schöpfschalen und Segel etwa wieder das
was sie einst waren als sie verstreut wurden

über das Land hinweg durch Kupe
und seine Gefährten
das Wiedererwachen würde beginnen
im Innern der Männer und Frauen
der Jungen und Mädchen

die als Nachfahren leben
der ersten Waka-Mannschaften die Kinder sind
von Eltern die Kinder sind von Eltern
die wiederum Kinder sind von Eltern
die Kinder sind

deren Eltern Kinder sind
von Männern und Frauen die Zeitgenossen waren
des Entdeckers Kupe und von noch früher.
Das Wiedererwachen wird entspringen
aus ihrem Blut.



Robert Sullivan

Robert Sullivan

Waka 99

If waka could be resurrected
they wouldn't just come out
from museum doors smashing
glass cases revolving and sliding
doors on their exit

they wouldn't just come out
of mountains as if liquidified
from a frozen state
the resurrection wouldn't just
come about this way

the South Island turned to wood
waiting for the giant crew
of Maui and his brothers
bailers and anchors turned back
to what they were when they were strewn

about the country by Kupe
and his relations
the resurrection would happen
in the blood of the men and women
the boys and girls

who are blood relations
of the crews whose veins
touch the veins who touched the veins
of those who touched the veins
who touched the veins

who touched the veins
of the men and women from the time
of Kupe and before.
The resurrection will come
out of their blood.

Robert Sullivan

Robert Sullivan („Sternen-Waka“)

Der 1967 geborene Robert Sullivan gilt als einer der bedeutendsten lebenden Maori-stämmigen Dichter und Schriftsteller, dessen Œuvre neben Gedichtbänden Romane, Kurzgeschichten und zahlreiche andere Veröffentlichungen umfasst. Sein Debüt „Jazz Waiata“ erhielt 1990 vom neuseeländischen PEN die Auszeichnung „Best First Book of Poetry“, sein Kinderbuch „Weaving earth and sky: myths and legends of Aotearoa“ wurde 2003 im Rahmen der „New Zealand Post Children's Book Awards“ sowohl als „Book of the Year“ als auch als bestes Buch der Kategorie „Non-Fiction“ ausgezeichnet. In seinen an die postmoderne angelsächsische Dichttradition anknüpfenden Werken finden sich lockere, umgangssprachlich-erzählende Schilderungen alltäglicher Ereignisse neben frei-assoziativen Versen, typographische Experimente neben wilden Wortausbrüchen. Sein besonderes Augenmerk gilt den vielfältigen Aspekten der Maori-Tradition und ihrer Rolle im Spiegel der Zeit.

Ein herausragendes Beispiel dafür ist sein 1999 erschienener, im Folgejahr auf der Short-List für die „Montana New Zealand Book Awards“ nominierter Gedichtband „Star Waka“. Unter dem Titel „Sternen-Waka“ erscheint diese Sammlung im September 2012 im MANA-Verlag erstmals auf Deutsch. Die 100 Gedichte mit insgesamt 2001 Zeilen sind jeweils eigenständig und folgen zugleich auch einem gemeinsamen Konzept, indem sie entweder einen Stern, ein waka – Maori für „Banu“, „Transportmittel“ – oder den Ozean zum Thema haben. Laut Sullivan verhält sich die Sammlung wie ein waka: die Mitglieder der Besatzung wechseln, der Charakter der Fahrt und auch der Ausblick ändern sich – alles ist den Gesetzen der Natur unterworfen.

Zusammen bilden die Gedichte eine Erzählung im Stil der mündlichen Erzähltradition der Maori. In einer Art Odyssee durch die Weiten der Maorikultur geht Sullivan der Frage nach Identität und Heimat der Maori im heutigen Neuseeland nach.

Internet:

<http://www.bookcouncil.org.nz/writers/sullivanrobert.html> (bibliografische Informationen)

<http://www.nzepc.auckland.ac.nz/authors/sullivan/> (Texte, Sekundärtexte, Audio- und Video-Dateien)

Termine:

Evangelische Akademie Hofgeismar 05.10.2012

Buchmesse Frankfurt 10. – 14.10.2012

weitere Termine geplant

„Gegen die neuen Medien, die längst zu Massenphänomenen geworden sind, hat die Literatur keine Chance.“

Rüdiger Heins im Gespräch mit Mario Andreotti

eXperimenta: Sehr geehrter Herr Prof. Andreotti. Sie sind Literaturwissenschaftler und haben sich mit verschiedenen Fachpublikationen einen Namen in der literaturwissenschaftlichen Welt gemacht. Wie wird man eigentlich Germanist? Gab es da ein Schlüsselerlebnis?

Prof. Dr. Andreotti: Nein, ein eigentliches Schlüssel- oder Turmerlebnis fast im Sinne Martin Luthers gab es nicht. Der zentrale Beweggrund, Germanistik zu studieren, war meine Vorliebe für historische, philosophische, ja sogar theologische Fragen. Philosophie im Hauptfach zu belegen war mir aber zu einseitig, zu abstrakt. Da kam mir die Literaturwissenschaft gerade gelegen, habe ich hier doch fast von allem etwas: Wer Germanistik studiert, muss sich in Geschichte, Psychologie, ja selbst in Theologie, vor allem aber natürlich in den wichtigsten Strömungen der Philosophie ein wenig auskennen. Germanisten sind ausgesprochene Generalisten. Man beachte nur, wie viele Themen aus der modernen Philosophie, Psychologie, Linguistik, bildenden Kunst, Physik usw. in meinem Buch „Die Struktur der modernen Literatur“ (Haupt/UTB 1127) angesprochen werden.

eXperimenta: Wie würden sie die heutige Literaturlandschaft mit wenigen Worten umschreiben?

Prof. Dr. Andreotti: Wir stecken heute in einer Phase „postmoderner Beliebigkeit“, wobei unter „Postmoderne“ fälschlicherweise vielfach eine Rückkehr zur literarischen Tradition verstanden wird. Das gilt weniger für die Lyrik, die sich, schon ihrer Formenfreiheit wegen, mehrheitlich durchaus innovativ gibt, als vielmehr für die Erzählprosa. Trotz der Herausforderungen der Moderne wird hier der literarische Markt heute von mehr oder weniger konventionell geschriebenen Büchern beherrscht. Quasi-autobiographische Werke und Kriminalromane dominieren dabei die Bestsellerlisten.

eXperimenta: Haben sie den Eindruck, dass die gegenwärtige Literaturszene ins Stocken geraten ist?

Prof. Dr. Andreotti: Nicht in Bezug auf die Produktivität – es wird heute geschrieben, was das Zeug hält –, aber betreffend ihrer Innovativität ist die gegenwärtige Literaturszene tatsächlich ins Stocken geraten. Die literarische Moderne, so glauben viele, sei bereits historisch und damit überwunden. Von der Avantgarde redet schon fast niemand mehr. Wer heute mit Büchern Erfolg haben will, muss mehr oder weniger konventionell schreiben, also beispielsweise linear erzählen, muss sich gar zur Unterhaltungsliteratur bekennen. Dabei wird gerne vergessen, dass letztlich nur ein Erzählen, das die Errungenschaften der literarischen Moderne mit einbezieht, die Voraussetzung dafür bildet, dass ein Werk nicht nur ein kurzfristiger Saisonserfolg bleibt, sondern dauerhafte Wirkung entfaltet.

eXperimenta: Was müsste sich ändern, damit die Literatur den neuen Medien etwas entgegen zu setzen hat?

Prof. Dr. Andreotti: Um es gleich vorweg zu nehmen: Gegen die neuen Medien (Facebook, Smartphone, Internet u.a.), die längst zu Massenphänomenen geworden sind, hat die Literatur keine Chance; sie wird – man mag das bedauern, soviel man will – auf ein relativ kleines Leserpublikum

beschränkt bleiben. Was die Literatur aber tun kann und z.T. bereits tut, ist der Versuch, sich der neuen Medien zu bedienen. So gibt es seit Mitte der 1990er Jahre eine digitale Literatur, also eine Literatur im Internet, und so gibt es in Europa seit etwa 5 Jahren den Handyroman, d.h. einen Roman, der auf dem Handy gespeichert und unterwegs (meist in mehreren Folgen) gelesen wird. Und so gibt es schließlich die Twitterlyrik, eine Online-Gedichtform, die über Microblogs oder Kurznachrichtendienste wie Twitter veröffentlicht und gelesen wird. Gelingt es solch neuen Genres, ihr Nischendasein zu überwinden, dann vermögen sie der Literatur, insbesondere der modernen, zweifellos neue Impulse zu geben.

experimenta: Wo sehen sie heute Entwicklungen in der modernen Literatur, die sich zukunftsweisend auswirken könnten?

Prof. Dr. Andreotti: So paradox es klingen mag: Wenn die zeitgenössische moderne Literatur zukunftsweisend sein will, dann muss sie sich auf die Errungenschaften der klassischen Moderne, also auf die Epoche von der Avantgarde nach 1900 bis zur Tendenzwende um 1970, zurückbesinnen. Das tun seit Mitte der 1990er Jahre vor allem die Lyriker der sog. „Zweiten Moderne“, indem sie etwa die Verfahren der Montage und der Collage, wie wir sie aus der hermetischen Lyrik eines Paul Celan, einer Ingeborg Bachmann, einer Nelly Sachs u.a. kennen, wieder aufnehmen und - das ist entscheidend - weiterentwickeln. Ich erinnere da beispielsweise an Namen wie Friedricke Mayröcker, Raoul Schrott, Durs Grünbein, Thomas Kling, Bert Papenfuss-Gorek, Barbara Köhler und Anne Duden. Im Bereich des Theaters wäre auf das sog. postdramatische Theater hinzuweisen, das auf das Regietheater eines Piscator und damit auch eines Brecht zurückweist und dessen szenische Elemente (Gestik, Tanz, Musik usw.) weiterentwickelt. Hier wären etwa Elfriede Jelinek, Botho Strauss und vor allem Urs Widmer zu nennen. Schließlich ist da noch die Erzählprosa, in der heute vereinzelt auf die gestische Schreibweise der klassischen Moderne, sie weiterentwickelnd, zurückgegriffen wird. So etwa in Joachim Zelters eben erschienenem Roman „untertan“, wo die Figuren nicht mehr vom Charakter, sondern – den Erkenntnissen der modernen Psychologie entsprechend – von bestimmten Haltungen aus gestaltet sind.

experimenta: Sie haben soeben ein Geleitwort für Fritz Reutemanns Lyrikband <Globus delicti> geschrieben. Ist politische Dichtung heute noch salonfähig?

Prof. Dr. Andreotti: Die politische Lyrik, ja die politische Dichtung überhaupt, leidet unter dem alten, für die deutsche Literatur bezeichnenden Gegensatz von Kunst und Politik. Dieser Gegensatz förderte seit dem Beginn der bürgerlichen Epoche jene Tendenz zur Innerlichkeit, die einem politischen Engagement der Literatur diametral entgegensteht. Dadurch wurde das politische Gedicht stets an den Rand gedrängt, wurde seine Poetizität immer wieder infrage gestellt. Geradezu beispielhaft dafür sind Goethe und Gottfried Benn. Hier ist ein Umdenken dringend erforderlich: Politischer Lyrik darf man nicht einen rein ästhetischen Qualitätsbegriff zugrunde legen. Sie ist vielmehr daran zu messen, wieweit das einzelne Gedicht mit seinen sprachlich-rhetorischen Mitteln seine beabsichtigte politische Wirkung, z.B. die Sprengung festgefahrener Normen, erzielt. Tut es das, wie etwa Fritz Reutemann mit seinen Gedichten eindrücklich zeigt, dann steht die Salonfähigkeit der zeitgenössischen politischen Dichtung außer Frage.



Prof. Dr. Mario Andreotti

Prof. Dr. Mario Andreotti, geb. 1947, lehrt in St. Gallen und Zürich neuere deutsche Literatur und ist Gastdozent an der Pädagogischen Hochschule Vorarlberg. Er ist überdies Mitglied verschiedener Literaturkommissionen und publiziert regelmässig zu Themen seines Faches. Sein Buch Die Struktur der modernen Literatur gilt als Standardwerk der literarischen Moderne.

Bastian Exner

experimenta: Darf Literatur auch Grenzüberschreitungen vornehmen? Etwa lyrische und prosaische Textkulissen ineinander verweben?

Prof. Dr. Andreotti: Grenzüberschreitungen gibt es in der deutschen Literatur schon lange; sie reichen bis in die Epoche des Sturm und Drang zurück, gehören seither gleichsam zum Wesen der Kunst. In der modernen, vor allem der avantgardistischen Literatur mit ihrer Forderung nach ständiger Innovation treten sie nur verstärkt, ja radikalisiert auf. Da ist das Theater plötzlich nicht mehr dramatisch, sondern episch, erscheint die Lyrik nicht mehr als Versdichtung, sondern als Prosatext, finden sich heute immer mehr Texte, die von der traditionellen Gattungspoetik her gar nicht mehr bestimmbar sind. Es gehört gerade zum Wesen der literarischen Moderne, dass sie sich durch einen gewaltigen Formenreichtum, ja durch eine völlige Formenfreiheit definiert. Insofern sind Grenzüberschreitungen heute nicht nur erlaubt, sondern geradezu gefordert.

experimenta: Was würden sie Nachwuchsautoren raten, um einen Stil zu entwickeln, der Zukunft hat?

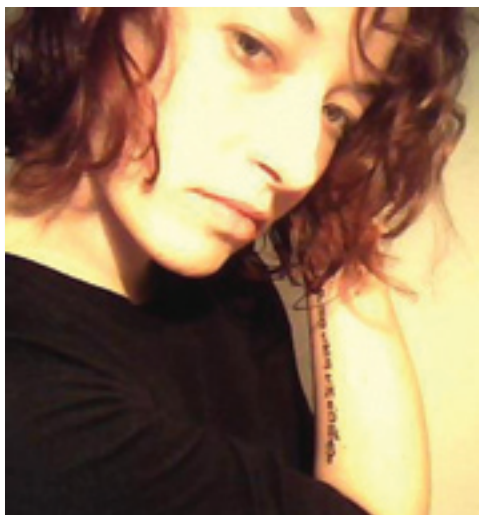
Prof. Dr. Andreotti: Da gäbe es derart viel zu sagen, dass ich versucht bin, auf das 12. Kapitel meines Buches „Die Struktur der modernen Literatur“ zu verweisen, wo ich die 10 zentralen Stilkriterien guter literarischer Texte aufgezeigt habe. In der gebotenen Kürze lässt sich hier nur so viel sagen: Ein guter literarischer Stil ist ein deutungsoffener Stil, d.h. ein Stil, der, indem er z.B. Motive in der Schwebelässt, verschiedene Deutungsmöglichkeiten provoziert und damit den Leser weniger zur Identifikation mit irgendwelchen Figuren als vielmehr zur Reflexion anregt. Es ist ein Stil, der jede Mechanik und eindeutige Vorhersehbarkeit vermeidet. Und es ist ein Stil, der dem Autor eine gewisse kritische oder ironische Distanz zum Dargestellten erlaubt; denn ‚schlechte‘ Kunst - man merke sich das gut - zeichnet sich gerade durch unkritische Naivität und Ernsthaftigkeit aus. Nachwuchsautoren ist dringend zu empfehlen, immer wieder einen Blick in die Werke unserer großen modernen Schriftsteller (Kafka, Döblin, Brecht, Musil, Frisch, Dürrenmatt, Johnson, Böll, Bachmann, Martin Walser, Jelinek, Christa Wolf u.v.a.) zu werfen.

Antje Clara Bucker, Mother Nature's Blues

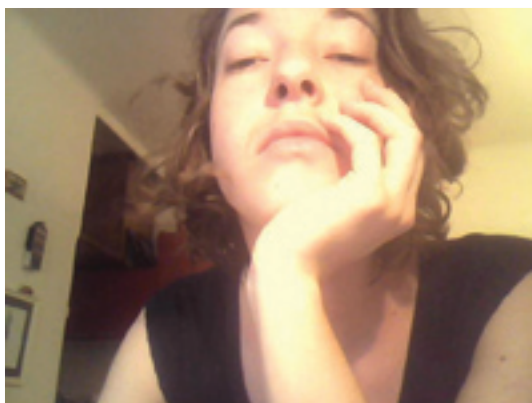




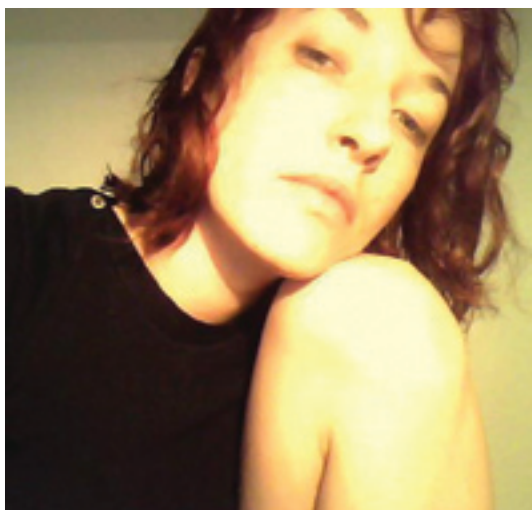
Astrid Kohlmeier, protest media



Astrid Kohlmeier, pm lolita



*Astrid Kohlmeier, think
Astrid Kohlmeier, protest medea*



Astrid Kohlmeier

Fotos

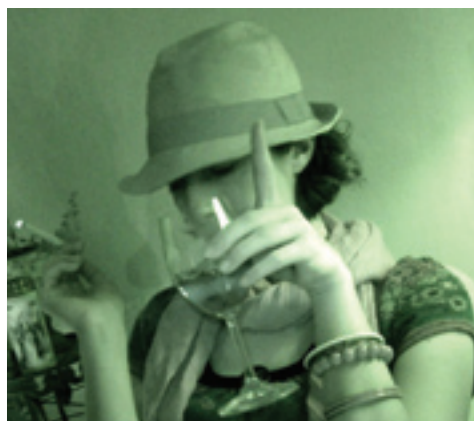
Astrid Kohlmeier, freie Autorin, Regisseurin und Multia-Media-Artist. Kohlmeier, 1983 in Graz geboren, studierte Germanistik an der Karl-Franzens-Universität Graz und am Institut Schauspiel der Universität für Musik und darstellende Kunst Graz und arbeitete als Senior Artist und Senior Lecturer ebendort. Sie inszeniert an Theatern in Deutschland, Österreich und Luxembourg.

2010 erschien Kohlmeiers Buch „Vom Roman zum Theater text. Eine vergleichende Studie am Beispiel der Leiden des jungen Werther von Johann Wolfgang Goethe“. 2012 erhielt sie das Österreichische Staatsstipendium für Literatur. Derzeit schreibt sie an ihrem Erstlingsroman „Winterstarre“. Kohlmeiers Lyrik wurde u.a. in den Literaturzeitschriften „Freibord“ (Wien), „Lichtungen“ (Graz), „Die Rampe“ (Linz), „Luftdurchlässig“ (Berlin) und „Proto“ (Düsseldorf), bei der oe1.ORF.Talentebörse. und in diversen Anthologien veröffentlicht. Ihre Theater texte („Grüne Organe“, „Tinnitustranskription“, „Black Dogs“, „Freiheit für Anfänger“, „Blickwechsel“...) werden u.a. in Graz, München, Memmingen, Greiz, Luxembourg, Zürich und Basel aufgeführt. Kohlmeiers Stücke und Hörspiele werden beim Per H. Lauke Verlag, Hamburg, verlegt. Astrid Kohlmeier lebt in Graz.

www.astridkohlmeier.com



Astrid Kohlmeier, smile



Astrid Kohlmeier, la fete

Fritz Reutemann

Moderne Literatur – ein neuer Zugang

„Die Struktur der modernen Literatur“

4. Auflage von Mario Andreotti

Den Eindruck, dieses Buch sei von unendlicher Brauchbarkeit, in dem man mehr findet, als man sucht, von Martin Walser kann ich als Autor nur bestätigen.

Der Literaturwissenschaftler Mario Andreotti zeigt neue Wege in der Textinterpretation der modernen Erzählprosa und Lyrik auf, die an Hand von zahlreichen Zitaten moderner Autoren, von Franz Kafka, Berthold Brecht bis Paul Celan, auf neue Zugänge abgeklopft und interpretiert werden, wobei hier undogmatisch, aber adäquat die einzelnen Texte beschrieben und den literarischen Kategorien der modernen Literatur zugeordnet werden.

Das prosaische und lyrische Ich einzelner Autoren wird in den Komplexitäten und neuen Textformen, Montage- sowie Collagetechniken oder auch gestischen Schreibweisen in ihren Vielfältigkeiten deutlich vor Augen und Ohren sichtbar und hörbar gemacht. Die zeitgenössische Literatur liegt Mario Andreotti in der strukturalen Analyse sehr am Herzen. Die 4. Auflage von: „Die Struktur der modernen Literatur“ ist aktualisiert und setzt bei formalen und inhaltlichen Aspekten an, zeigt aber auch Gegensätze von traditioneller und moderner Literatur auf. Mario Andreotti wendet auch die Methoden, die aus der angewandten Linguistik stammen, an und geht auf die polyperspektivischen Erzählweisen moderner Autoren ein.

Fritz Reutemann (*1947 in Lindau) Sozialarbeiter, Schriftsteller, Lyriker, Poet und Texter. Erste Veröffentlichungen 1969. Wichtige Projekte mit Jazzmusikern wie Wolfgang Lackerschmid (Vibes) und Künstlern sind Ausdruck seiner Vielseitigkeit. Er ist 2. Sprecher des VS (Region Bayerisch-Schwaben) im Verband deutscher Schriftsteller. Außerdem Mitinitiator bei der Organisation des Irseer Pegasus in der Schwaben-Akademie Irsee seit 1998. Er ist Mitglied der Künstlervereinigung DIN 4.

Fritz Reutemann versteht sich als politischer Dichter ohne den moralisch erhobenen Zeigefinger.

Bibliographisches: Portrait 1972, Urula & Lyrisches 1995 Julian Verlag, Wilde Gedichte 2001 Geest Verlag, Hängt den Frieden höher 2003 Verlag Signathur Schweiz, Veröffentlichungen in unzähligen Anthologien und Literaturzeitschriften.

In der Lyrik vergleicht der St. Galler Germanist die moderne Lyrik mit der traditionellen und stellt zwischen den einzelnen Gattungsformen Verbindungen her, zeigt aber auch die Gegensätze auf, von der politischen Lyrik bis hin zur Slam Poetry, die er unter dem Begriff Untergrund-Lyrik nach Haupt Berne einordnet.

Als Erfinder der Slam Poetry gilt der Amerikaner Marc Kelly Smith, der als Performance-Poet 1986 in einem Jazz-Club in Chicago begonnen hat, Wettkampflösungen mit Autoren zu initiieren. Mitte der 1990er Jahre schwappte die Poetry Slam nach Deutschland. Man kann diese Lyrikgattung bis zu den Minnesängern des Mittelalters zurückverfolgen und teilweise bis in die griechische Antike. Sie lebt von einer stark rhythmisierten Sprache.

Noch vieles mehr ist in „Die Struktur der modernen Literatur“ von Mario Andreotti zu finden, das bei UTP-Band 1127 ISBN 978-3-8252-1127-1 mit 488 Seiten in der 4. Auflage 2009 Bern Stuttgart, Wien (Haupt) vollständig neu bearbeitet und aktualisiert erschienen ist; inklusiv eines Glossars zu literarischen, linguistischen und philosophischen Grundbegriffen. Es kostet € 16.90 CHF 24,90.

Fritz Reutemann, Poet

Rüdiger Heins

Tipps für Autor(Inn)en Teil II

„Literatur auf der Bühne“

Die AutorInnenlesung ist eine Form der „Darstellenden Kunst“. Die AutorIn präsentiert sich mit ihrem Werk (oder mit Teilen aus einem Werk) einem überwiegend fremden Publikum. Dabei hat die Präsentation der vorgetragenen Texte den gleichen Stellenwert, wie das Schreiben eines Textes: Es geht um die „Kunst des Schreibens!“

In der Vergangenheit ist die AutorInnenlesung punktuell zu einer „Selbstdarstellungsveranstaltung“ von AutorInnen verkommen, die dieser Form der „szenischen Kleinkunst“ einen schlechten Ruf eingebracht hat. Selbstdarstellung oder Selbstinszenierung ist keine Literatur. Literatur ist das, was geschrieben worden ist und von der AutorIn für ihr Publikum vorgetragen wird.

Eine Bestandsaufnahme

Eine Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach ergab, dass sich 19% der bundesdeutschen Bevölkerung für Lesungen interessieren. Die Umfrage wurde mit 21.107 Personen durchgeführt. AutorInnenlesungen liegen nach dieser Umfrage noch vor den Filmfestspielen mit 16%.

Die Untersuchung hat weiterhin ergeben, dass Lesungen überwiegend von Frauen besucht werden. Von den Befragten gaben 15% der Männer an, sich den Besuch einer Lesung vorstellen zu können, bei den Frauen waren es rund 23%, die an AutorInnenlesungen ein Interesse haben.

Diese Untersuchung zeigt, dass AutorInnenlesungen im kulturellen Leben einen Stellenwert haben, der sich sehen lassen kann. Im Vergleich zu den Museumsbesuchen, mit 19% und den bereits erwähnten Filmfestspielen, liegt die AutorInnenlesung demnach in der Aufmerksamkeit kulturinteressierter Bürger deutlich im Mittelfeld.

Die Umfrage gibt auch klare Auskunft über ein Phänomen, das bisher immer nur als Insiderinformation gehandelt wurde: „Es besuchen mehr Frauen als Männer Lesungen.“

Die Dramaturgie der AutorInnenlesung

Ein guter Text schlecht vorgetragen kann nicht seine volle Wirkung beim Publikum entfalten. Ein schlechter Text gut vorgetragen, hat die gleichen Probleme, denn durch gekonntes Vortragen wird auch ein unausgeglichener Text nicht wesentlich besser.

Bei der Auswahl der Texte, die bei einer AutorInnenlesung vorgetragen werden, ist besonders auf die dramaturgische Zusammenstellung zu achten. Der Spannungsbogen muss vom ersten Augenblick an aufgebaut und bis zum Schluss durchgehalten werden. Das setzt voraus, dass die Texte so zusammengestellt sind, dass ihr Vortrag immer einen „Roten Faden“ erkennen lässt. Die Dramaturgie kann sich ebenso themenbezogen wie auch chronologisch orientieren. Bei einem Roman oder einem Sachbuch empfiehlt es sich, signifikante Fragmente der Textkulisse vorzutragen. Bei dieser Methode ist es möglich, ganze Kapitel zu überspringen. Allerdings muss die Absicht des Schnittes erkennbar sein. An dieser Stelle können ein paar erklärende Informationen für die ZuhörerInnen hilfreich sein. Diese Form der Werkslesung ist vergleichbar mit dem „Cut-Up“, das wir aus dem Film oder auch der experimentellen Dichtung kennen. Im Schnitt des Textes



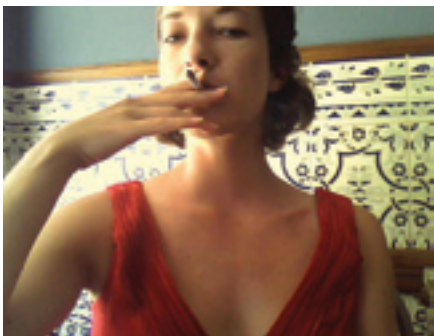
Abenteuer Schreiben vom INKAS Institut bei einer Lesung auf der Frankfurter Buchmesse



Astrid Kohlmeier, smoke me



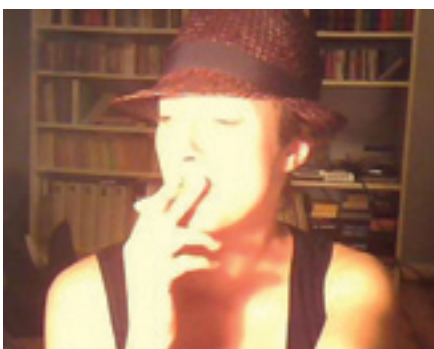
Astrid Kohlmeier, smoke



Astrid Kohlmeier, porto



Astrid Kohlmeier, women with cigarette



Astrid Kohlmeier, a bookshelf

entsteht ein völlig neues Bild, das die RezipientInnen an der Kreativität des Schreibens teilhaben lässt (Stichwort: „Fantasie“).

Es empfiehlt sich, die Auswahl der Texte von einer Außenstehenden überprüfen zu lassen. Dieses „Controlling“ von außen bezieht sich auch auf den Textvortrag. Fachleute wie SchauspielerInnen oder RegisseurInnen können dabei behilflich sein, eine AutorInnenlesung szenisch zu inszenieren, so dass der Abend zu einem literarischen Genuss wird.

Die reine Vortragsdauer einer Lesung beträgt etwa 45 Minuten, maximal aber nicht mehr als 60 Minuten. Die AutorIn muss beim Vortrag ihrer Texte darauf achten, dass die Konzentration der ZuhörerInnen nicht überstrapaziert wird. Dieser Themenbereich gehört auch zur Kommunikation und Interaktion mit dem Publikum. Eine gute Lesung zeigt sich an der Aussage aus dem Publikum: „Ach schade, ich dachte Sie würden noch weiterlesen!“ Diese Lust der RezipientInnen an einem „Mehr“ spricht für eine gelungene AutorInnenlesung.

Es kommt natürlich auch auf die Vortrags- oder Vorlesequalität der AutorIn an, inwieweit sie dazu in der Lage ist, mit ihrem „gesprochenen Wort“ die ZuhörerInnen zu motivieren.

Das Thema Rhetorik

Ein Blick in die Antike zeigt uns, dass die Rhetorik schon immer ein bedeutendes Instrumentarium von DichterInnen, PhilosophInnen, PolitikerInnen und HerrscherInnen war. Rhetorik kann dazu benutzt werden, Menschen zum Positiven zu bewegen, es ist aber auch möglich, rhetorisches Talent zu missbrauchen.

Rhetorik für AutorInnen (SchriftstellerInnen, DichterInnen, JournalistInnen) bedeutet, dass ihr gesprochenes Wort mit dem literarischen Ausdruck in einer „sprachdynamischen Interaktion“ ist. AutorInnen, deren literarische Sprache mit ihrem gesprochenen Wort keine Kommunikationsebene haben, machen sich bei ihrem Publikum in gewisser Weise unglaubwürdig; denn AutorInnen sind Fachleute, deren Profession der Umgang mit Sprache ist. Diese Formulierung beinhaltet das geschriebene und gesprochene Wort. So gesehen ist es eine Voraussetzung für AutorInnen, die mit einer Lesung in die Öffentlichkeit treten, dass sie neben dem Handwerk des „Schreibens“ auch das Handwerk des „Sprechens“ beherrschen. AutorInnen, die sich unsicher sind beim Vortrag ihrer Texte, sollten von der Möglichkeit eines Rhetorikseminars Gebrauch machen. Es gibt auf Volkshochschulebene eine Fülle von Kursangeboten auf diesem Gebiet. Für AutorInnen sind solche Kurse allenfalls Einführungen in die Rhetorik. Für weiterführende Formen, den sprachlichen Ausdruck zu qualifizieren, empfiehlt sich eine Zusammenarbeit mit SprecherzieherInnen oder SchauspielerInnen, die Hilfestellung bei dem Ausdrucksformgebilde der Sprache mit handwerklichen Grundlagen vermitteln können.

Die Generalprobe

Es empfiehlt sich vor einer offiziellen AutorInnenlesung unbedingt eine „Generalprobe“ vor vertrautem Publikum zu machen, um sich erstens eine gewisse Sicherheit zu verschaffen und zweitens die Reaktion des „Heimpublikums“ zu erfahren.

Bei der Generalprobe sollte bereits auf das Setting der bevorstehenden Lesung geachtet werden, denn möglicherweise sind auch hier Korrekturen notwendig.

Die Generalprobe sollte identisch mit der Lesung sein, auch die Pause und die eventuell daran anschließende Fragerunde sind wesentliche Bestandteile.

Das Lampenfieber

Ohne Lampenfieber gibt es keine gute AutorInnenlesung. Das Lampenfieber der AutorIn verleiht der Lesung eine gewisse Tiefe, die ein wesentlicher Bestandteil der Spannung, aber auch der Interaktion zwischen AutorIn und Publikum ist.

Professionelle AutorInnen werden sich vermutlich ihr Lampenfieber nicht anmerken lassen. Ihre Routine hat ihnen ein umfangreiches Instrumentarium vermittelt, Lampenfieber für das Publikum nahezu unkenntlich zu machen. Dennoch arbeiten sie mit ihrem Lampenfieber und benutzen es auch als dramaturgisches Mittel.

Es gibt unzählige Tipps gegen Lampenfieber, ihre Wirkung ist umstritten. Ein sinnvoller Umgang mit dem Lampenfieber ist, das Lampenfieber zu seiner Verbündeten zu machen. Somit ist es möglich, die Qualität dieser „darstellerischen Blockade“ mit in die szenische Inszenierung einer AutorInnenlesung einfließen zu lassen.

Die AutorIn und ihr Kontakt zum Publikum

Die Dramaturgie der AutorInnenlesung beginnt mit der Begrüßung der AutorIn. Es ist üblich, dass zu Beginn einer AutorInnenlesung eine Ansprache von der VeranstalterIn (Bibliothekarin, VerlegerIn, BuchhändlerIn) gehalten wird. Diese Einführung ist auch sinnvoll, weil sie beim Publikum, aber auch bei der AutorIn eine entspannende Wirkung haben kann. Die AutorIn kann sich während der Einführung an ihr Publikum gewöhnen und umgekehrt.

Richtig spannend wird es aber erst, wenn die AutorIn in Kontakt mit ihrem Publikum tritt. Dieser erste Augenblick, das sind genau drei Sekunden, entscheidet über den Erfolg oder Nichterfolg einer Lesung. Bereits bevor sie beginnt, das Publikum zu begrüßen, muss sie sich darüber im Klaren sein, dass dieser Augenblick über den Erfolg der Lesung entscheidend ist. Bescheidenheit ist an dieser Stelle angesagt. Übertriebene Gesten können eine abschreckende Wirkung haben. Eine AutorIn, die sich ihrer literarischen Qualität bewusst ist, benötigt kein darstellerisches Make Up.

Bevor die AutorIn damit beginnt, Auszüge aus ihren Werken vorzustellen, sollte sie das Publikum auf ihre Person einstimmen. Dieses Einstimmen des Publikums ist mit einem Ritual vergleichbar. Das Publikum hat nun die Möglichkeit etwas mehr von dem Mensch „AutorIn“ wahrzunehmen. In diesem Part der „Lesungsdramaturgie“ spricht die AutorIn über ihre augenblickliche Lebenssituation und auch über Korrespondenzen, die autobiografisch in ihr Werk mit eingeflossen sind. Bereits in dieser Hinführung in den Abend sollte die AutorIn darauf achten, den Blickkontakt zum Publikum aufzunehmen. Die Personen, mit denen sie im Blickkontakt ist, wechseln von links nach rechts, von vorne nach hinten und so weiter. Das Publikum ist ein „gruppendynamisches Gebilde“, das wahrgenommen werden will: Blickkontakt zu einzelnen Besuchern bedeutet im übertragenen Sinne, den Kontakt zum ganzen Publikum zu haben, weil die Menschen aus der RezipientInnenperspektive sich als ein Ganzes verstehen und auch so gesehen werden wollen.

Die Dramaturgie der AutorInnenlesung endet mit einem „Vielen Dank fürs Zuhören“. Damit signalisieren Sie ihren Zuhörern das Ende Ihres Textvortrages und das Publikum weiß, dass es Ihnen jetzt Beifall klatschen kann.

Damit vermeiden AutorInnen die „peinlichen Sekunden“ betroffener Stille, in denen das Publikum auf einen weiteren Einsatz ihrerseits wartet.

Musikalische Illustration

Bei der musikalischen Illustration sollte möglichst darauf geachtet werden, dass die Musik nicht die AutorIn „unter den Tisch“ spielt“. Außerdem sollten Text und Musik in gewisser Weise miteinander korrespondieren. Bedenklich wird es, wenn die musikalische Illustration die Qualität des literarischen

Textes übertrifft. Auf diese Weise könnte es passieren, dass aus einer AutorInnenlesung ein Konzert wird, bei dem die vorgetragenen Texte zur unangenehmen Illustration des Konzertes werden. Die Veranstaltung wäre in diesem Falle misslungen, das Publikum enttäuscht und die KünstlerInnen hätten ihr Ziel verfehlt.

MusikerInnen und AutorInnen müssen vor einer Veranstaltung klare Absprachen treffen, wann musikalische Einsätze kommen und vor allem, wie lang die einzelnen Stücke sind. In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll, eine Konzeption des



Rüdiger Heins, Arles - Rencontres de la Photographie

Abends zu entwickeln, die für alle beteiligten KünstlerInnen als Handout zur Verfügung steht. Auf diese Weise wissen alle, wann ihr Einsatz kommt. Damit werden unangenehme „Löcher“: „Du bist jetzt dran, nein du ...“ während der Veranstaltung vermieden. Dieses Handout kann auch dem Publikum als Programm ausgegeben werden. Die AutorIn hat bei einer Lesung immer das letzte Wort. Eine Lesung sollte nicht mit einer musikalischen Einlage, sondern mit einer Verabschiedung der AutorIn enden.

AUTOREN FÜR DEN FRIEDEN

11. September 2003 Stefan George Haus Bingen

PILO: Der Einsiedel – Vertonung eines Gedichtes von Stefan George

MARIA BERNHARDT (Daun) – Begrüßung

RÜDIGER HEINS: Einführung in das Thema des Abends

THEO SCHMICH: Nie wieder – Bei Augias – Manöver

OLIVER JUNG: Krieg bringt keinen Frieden – Unvereinigtes Schwarz und Weiß

PILO: Der alte Judenfriedhof

Der Rabbi von Bacharach nach einem Romanfragment von Heinrich Heine

TONI REITZ: Die Andere – Fränkische Idyllen

PAUSE

PILO: Das lustige Lied vom Sterben

RÜDIGER HEINS: Das Dorf an der Nahe und die Weite der Welt

THEO SCHMICH: Ein Traum – Gewerkschaft der Soldaten – Das Unwort

TONI REITZ: Suzanne

OLIVER JUNG: Im Laufrad des Schicksals – LiebesLeid

PILO: Der Wein der Bettler

RÜDIGER HEINS: hohelied der liebe

Eine Veranstaltung des INKAS Institut für kreatives Schreiben www.inkas.de

Die Pause

Die Pause ist ein Programmpunkt, der auf keiner AutorInnenlesung fehlen darf. In diesem Zusammenhang empfiehlt es sich, nur eine Pause zu machen, wobei die Pause nach dem literarischen Textvortrag der AutorIn gemacht werden sollte. Hier ein Beispiel, wie eine Pause eingeleitet werden könnte:

AutorIn: „Vielen Dank fürs Zuhören!“

Publikum: Applaus.

AutorIn: „Wir machen jetzt ein Pause von zwanzig Minuten. Draußen gibt es Getränke und kleine Snacks. Außerdem haben wir einen Büchertisch vorbereitet. Falls Sie eines meiner Bücher signiert haben möchten, bin ich gerne dazu bereit!“

Die Pause ist auch dazu da, dass sich das Publikum austauschen und von der Lesung entspannen kann. Vielleicht tauchen ja hier schon einige Fragen auf, die im Anschluss an die AutorIn gestellt werden können.

Fragen und Antworten

Das unverkennbare Markenzeichen einer AutorInnenlesung ist, dass AutorInnen im Anschluss an ihre Lesung dem Publikum für Fragen und Antworten zur Verfügung stehen. Diese Tradition der Kommunikation mit dem Publikum gibt es in der Regel nur bei einer Lesung. SchauspielerInnen, die ein Theaterstück aufgeführt haben oder MusikerInnen, die ein Konzert gegeben haben, stehen äußerst selten nach einer Veranstaltung für Fragen zur Verfügung. Diese einmalige Tradition ist für BesucherInnen von AutorInnenlesungen fast schon zu einem Ritual geworden, denn hier haben RezipientInnen die Möglichkeit mehr über die Person und das Werk der AutorIn zu erfahren. Die Fragen der ZuhörerInnen wiederholen sich in verschiedenen Veranstaltungen häufig, so dass die AutorIn natürlich eine gewisse Routine und Selbstsicherheit bei deren Beantwortung erlangt hat. Dennoch sollten AutorInnen gerade auf diesen Programmpunkt gut vorbereitet sein, weil die ZuhörerInnen von der AutorIn eine gewisse Sachkompetenz erwarten. Diese Sachkompetenz bezieht sich nicht nur auf das Thema des literarischen Werkes. Die AutorIn muss auch dazu in der Lage sein, ein Thema interdisziplinär zu verknüpfen, um den Wissensstand des Werkes verbal zu aktualisieren. Im Publikum gibt es auch immer wieder ZuhörerInnen, die sich mit der AutorIn messen wollen, deswegen ist es gut auf solche „SalonheldInnen“ vorbereitet zu sein, weil sie dazu in der Lage sind, die AutorIn zu irritieren und im schlimmsten Fall den Rahmen der Veranstaltung zu „sprengen“. Deswegen sei an dieser Stelle nochmals auf rhetorische und sprecherzieherische Seminare hingewiesen, die zum Alltags-training einer professionellen AutorIn gehören sollten.



Astrid Kohlmeier, protest



Astrid Kohlmeier, 149474



Astrid Kohlmeier, thinking of u



Astrid Kohlmeier, sometimes

Das Zeitfenster dieses Moduls sollte maximal 45 Minuten haben, da sich ansonsten Diskussionen entwickeln, deren Ende nicht absehbar ist.

Vom Umgang mit der Presse

Da sind wir auch schon beim Thema Öffentlichkeitsarbeit: Der Pressekontakt nach oder während einer AutorInnenlesung ist aber ein anderer, wie der Pressekontakt vor der Lesung: es wird ein Foto gemacht und die JournalistInnen haben Fragen, die beantwortet werden wollen. Der Umgang mit



Marlene Schulz von Abenteuer Schreiben vom INKAS Institut liest aus ihren Texten auf der Frankfurter Buchmesse

den JournalistInnen während einer Lesung gehört zum Bereich Öffentlichkeitsarbeit; denn von der „Chemie“ zwischen AutorIn und JournalistIn hängt es ab, ob der folgende Artikel gut oder schlecht ausfallen wird. AutorInnen sind darauf angewiesen, eine gute Presse zu haben, denn damit ist auch der Verkauf ihres Buches verbunden.

Es gibt ein ambivalentes Verhältnis zwischen AutorInnen und JournalistInnen. Beide Berufsgruppen arbeiten mit dem Wort. Die einen literarisch, die anderen journalistisch. Dieser Aspekt sollte in

diesem Zusammenhang nicht vernachlässigt werden. Ein gutes Gespräch mit einer anwesenden JournalistIn garantiert in der Regel eine gute Pressekritik.

Die Abmoderation

Zu einer gelungenen AutorInnenlesung gehört auch die „Abmoderation“. Die AutorIn beginnt mit der Begrüßung und sie endet mit der Verabschiedung ihres Publikums. Damit setzt sie einen offiziellen Schlusspunkt unter die Veranstaltung.



Anne Ziegler von Abenteuer Schreiben vom INKAS Institut liest aus ihren Texten auf der Frankfurter Buchmesse

Eine Abmoderation könnte so aussehen:

„Die Zeit für Fragen und Antworten ist jetzt abgelaufen, deswegen möchte ich mich an dieser Stelle noch einmal für Ihre Aufmerksamkeit bedanken. Danke auch an die Veranstalter dieser Lesung. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Abend und kommen Sie gut nach Hause!“

Das Honorar

Bei soviel Vorbereitung und Arbeit taucht die Frage auf: „Was bekomme ich als Honorar für eine AutorInnenlesung?“

Auf diesem Gebiet gibt es unterschiedliche Antworten. Die denkbar ungünstigste Antwort von VeranstalterInnen ist: „Seien Sie doch froh, dass Sie überhaupt bei uns lesen dürfen!“ Diese Antwort soll nicht weiter analysiert werden. Allerdings bei Veranstaltern, die keine Honorare auszahlen, sollten AutorInnen grundsätzlich nicht lesen.

Der VS (Schriftstellerverband) empfiehlt ein Honorar von 250,- € pro AutorInnenlesung. Im Bedarfsfall kommen zum Honorar noch Fahrt- und Übernachtungskosten hinzu.

www.ruedigerheins.de

Rüdiger Heins

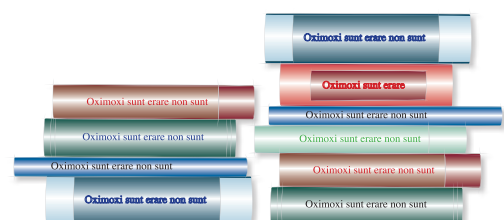
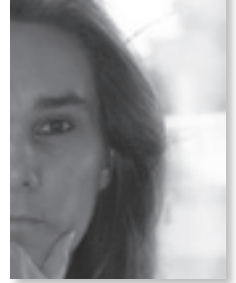


Illustration: H.J. Buch

Evelyn von Warnitz



Menschlichkeit in unserer Gesellschaft

Vorbeirauschen?

Manchmal liebe ich diesen kleinen Ort, in welchem ich lebe.

Er zeigt sein Gesicht überwiegend mit älteren Menschen, deren Augen ein strahlendes Leuchten wiedergeben, wenn sie mich freundlich begrüßen, obwohl wir uns nicht persönlich kennen.

Die ältere Generation.

Geprägt von einem Weltkrieg, von mannigfachen Verlusten jener Zeit, Hab und Gut, so manch liebgewonnener Angehöriger wurde gewaltsam aus dem Leben gerissen; die Gesichter dieser älteren Generation sind gezeichnet vom Leben, dennoch vorwiegend von liebevoller Ausstrahlung. Sie haben unser Land wieder aufgebaut unter Verhältnissen, die uns heute nicht mehr gegenwärtig sind, und wofür wir stets unsere Dankbarkeit und Ehrerbietung zeigen sollten.

Es begab sich vor einiger Zeit auf meinem Weg entlang der Hauptstraße des Ortes, der ich zu Fuß auf dem Gehweg folgte.

Von Weitem erkannte ich eine ältere Dame, sie ging langsam auf der gegenüberliegenden Straßenseite, ihre Einkäufe in einem Stoffbeutel tragend.

Plötzlich bemerkte ich, daß sie zu taumeln begann und schließlich wie in Zeitlupe in sich zusammenbrach.

Mein Herz begann zu rasen.

Fluchtartig überquerte ich die befahrene Straße, um ihr zu helfen; Auto an Auto fuhr vorüber, ohne daß jemand zu Hilfe eilte.

Die alte Dame lag am Boden, die Einkäufe waren allesamt aus dem Beutel auf den Gehweg gerollt. Sie mußte weit über 80 Jahre alt sein, weißes Haar zierte ihr Haupt, ihre Gestalt war äußerst zierlich.

Ich beugte mich über sie.

„Können Sie mich hören?“ rief ich sie an.

Langsam blinzelten ihren Augen und öffneten sich schließlich.

Ein Strahlen überzog ihr Gesicht, ihre Mundwinkel hoben sich an.

Mit einem leisen „Ja“ antwortete sie.

Noch heute bewegt mich der Ausdruck in ihren Augen voller Liebe, obwohl sie zuvor einen Zusammenbruch erlitten hatte.

Langsam konnte sie sich wieder an meinem Arm erheben und schließlich wieder aufrecht stehen.

Ich zögerte nicht lange und stellte mich wagemutig direkt auf die Straße, um die Autos zu stoppen, nicht Eines hatte angehalten. Schließlich stoppte ein Auto. Ich öffnete die Wagentür, erläuterte der Fahrer die Situation und bat sie, die ältere Dame zum nächsten Arzt zu bringen, woraufhin sie zusagte.

Das liebevolle Lächeln der älteren Dame hinter der Fensterscheibe der Wagentür zum Abschied ist mir noch heute in Erinnerung.

...Vorbeirauschen?...

evelyn von warnitz

Günter Wallraff

Rüdiger Heins gratuliert

Alle Menschheitsepochen haben ihre Mythen, die als Erklärungsmodelle die Antworten geben sollen auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Auf der Suche nach einem Erklärungsmodell für den Kölner Schriftsteller Günter Wallraff musste ich lange suchen. Schließlich fiel mir der Titan Prometheus ein, der den Göttern das Feuer stahl, um den Menschen das Licht zu bringen.



Günter Wallraff in Stromberg, Foto: Rüdiger Heins

Prometheus, der den Zorn des Zeus mit diesem Diebstahl herausgefordert hatte, ließ den abtrünnigen „Rebellen“ an einen Felsen im Kaukasus an Ketten schmieden. Jeden Tag kam ein Adler, um ihm bei lebendigem Leibe die Leber herauszupicken. Titanen sind zu einem Teil Mensch und zu einem anderen Teil Gott, deswegen wuchs die Leber des Prometheus jeden Tag nach und jeden Tag kam der Adler, um zu tun, was er tun musste.

Wallraff ist so ein Prometheus der Neuzeit. Er ist einer, dem es seit mehr als vier Jahrzehnten gelingt, unwürdige Arbeits- und Lebensverhältnisse aufzudecken, um sie der Öffentlichkeit zu präsentieren. Er bringt Licht ins Dunkel und stiehlt manch einem „ehrenwürdigen Bürger“ dieses Landes die Maske.

Trotzdem ist Wallraff kein Mythos, sondern er ist eine „lebende Legende“. Ich möchte ihn an dieser Stelle nicht zu einer Ikone stilisieren, denn er ist genau so ein Mensch aus Fleisch und Blut wie Sie und ich.

1984 begegnete ich Günter Wallraff zum ersten Mal. Damals war er in seiner Rolle als „Türke Ali“ und ich recherchierte für mein Buch „Verbannt auf den Asphalt“.

2008 ergab es sich dann, dass ich die große Ehre hatte, Günter Wallraff mitten in einem aktuellen Projekt zu erleben. In der Rolle des Franz K. aus Leipzig verbrachte er vier Monate in unserem Haus in Bingen, um von dort aus in der Brötchenfabrik Weinzheimer in Stromberg seine Undercover-Recherchen zu machen.

Von Anfang an habe ich Günter Wallraff alias Franz K. mit der Fotokamera begleitet.



Günter Wallraff und Rüdiger Heins, Foto: Stefan Kunz

Sie wollen jetzt sicher wissen, wie Günter Wallraff privat ist. Er ist ein sehr bescheidener und aufmerksamer Mensch, der am liebsten Späße macht. Sobald er aber in einem Projekt ist, gibt es kein anderes Thema mehr. Er arbeitet von früh morgens bis spät in die Nacht.

Ich glaube, es gibt in seinem Leben nur einen Menschen, der wirklich weiß, wer er nun gerade wann und wo ist: Er selbst.

Die Rolle des Franz K. hat Günter W. nur äußerst selten verlassen. Er geht in seinen Rollen so weit, dass er ihnen auch ein „Privatleben“ gibt, um möglichst authentisch zu sein.

Aber es kann auch vorkommen, dass er von einem Augenblick zum anderen wieder er selbst wird. Wie damals zum Beispiel, als er morgens in der Frühschicht am Förderband in Stromberg als Kollege Frank stand, abends bei Anne Will als Günter Wallraff in Köln in einer Talkshow war, um dann am nächsten Morgen wieder um sechs Uhr in der Brotfabrik zu stehen.

Sein Name ist ein Markenbegriff für investigativen Journalismus. Für mich ist er ein mentaler Aufklärungskonzern, der einmalig und somit unersetzbar ist.

Viele Rollen werden ihm in seinem Alter nicht mehr bleiben. Schließlich gehört er schon zu den Senioren, ja, vielleicht ist das sein nächstes Projekt, den Titel könnte ich mir so ausmalen: „Abstellgleis: Seniorenstift von innen“

Herzlichen Glückwunsch lieber Günter zu Deinem, ich weiß, Du hörst das nicht gerne, „siebzigsten Geburtstag!“

Dies wünschen Dir, Dein Freund Rüdiger Heins, die Redaktion und die Herausgeber der eXperimenta.

„Wallraff von innen“ Günter Wallraff bei seiner Arbeit. Fotos von Rüdiger Heins Fotofilm von Helmut Janßen: <http://www.youtube.com/watch?v=UBSLhuv5QE>



Günter Wallraff bei Recherchen, Foto: Rüdiger Heins

Fritz Reutemann zu Wallraff

Günter Wallraff hat meine volle Solidarität für seine Arbeit, die wohl einmalig in der BRD ist. Sein Aufdeckungsjournalismus bei den verschiedensten Unternehmen von der Bild angefangen bis zu Melitta oder als Türke Ali ist beispielgebend für dieses Land, in dem hinter den Betriebstoren meist die Demokratie aufhört. Wenn ihm nun vorgeworfen wird, selbst einen Schwarzarbeiter beschäftigt zu haben, so ist es doch wohl so, dass dieser es selbst so wollte. Wahrscheinlich ist er sogar von Gegnern Wallraffs lanciert worden. Wallraff jetzt wegen Schwarzarbeit anzuzeigen, ist nicht fair.

Fritz Reutemann, Poet

Aus der Redaktion

Unser langjähriger Redakteur Joachim Mols verabschiedet sich von der eXperimenta, da er sich verstärkt anderen Projekten widmen möchte.

Wir danken ihm für die kontinuierliche, fruchtbare und überaus freundschaftliche Zusammenarbeit!

Auch Angelika Knipfer, die unsere Rubrik „Wettbewerbe und Stipendien“ betreut hat, zieht sich von der Mitarbeit zurück. Auch ihr gilt unser DANKESCHÖN für ihre informativen Recherchen.

Umso mehr freut es uns, mit Johanna von Ach, Sabine Reitze und Bastian Exner neue, engagierte Redaktionsmitglieder sowie Hans-Jürgen Buch, verantwortlich für Layout und Gestaltung, gefunden zu haben. So können wir die Herstellung unseres gewohnten Formats auch weiterhin realisieren.

Herzlich Willkommen bei der **eXperimenta**!



Antje Clara Bucker, Nabila

URSTROM von Rüdiger Heins

Vier Theaterstücke vom Jenseits ins Diesseits



Buchpremiere und Autorenlesung am 26. Oktober um 20:00 Uhr in der Herberge für Wohnungslose in der Mainzer Str. 105 in 55411 Bingen.

27. Oktober um 20.00 Uhr im Bildungszentrum St. Hildegard in der Bahnstr. 26 in 55543 Bad Kreuznach.

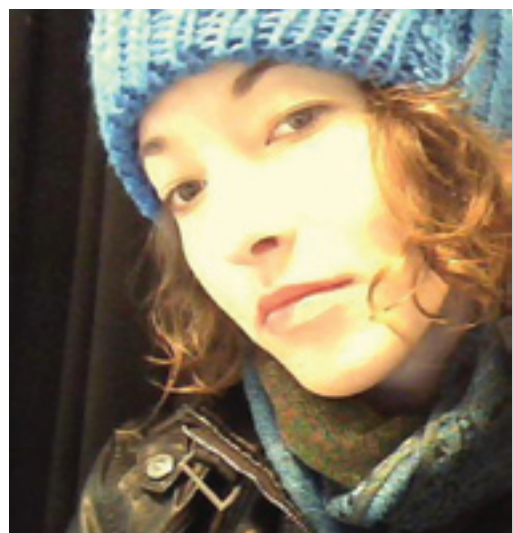
Hier einige Reaktionen aus der Fachwelt zum neuerschienenen Buch:

„Die vier Theaterstücke von Rüdiger Heins gelten Menschen am Rande der Gesellschaft, seien dies nun Frauen aus einer islamischen Kultur, Strassenkinder, Tyrannen einer längst vergangenen Epoche oder gar Mystikerinnen, wie eine Hildegard von Bingen. Immer geht es dabei letztlich um die Vision einer menschlicheren Welt. Der Autor spielt virtuos mit den verschiedensten szenischen Formen: vom lyrischen Drama über das epische Theater und das Dokumentarstück bis hin zum postdramatischen Theater unserer Tage, in dem Musik und Tanz gleichrangig neben den Text treten. Das ist bestes postmodernes Theater, wie wir es so nur noch

von Christoph Marthaler her kennen.“ **Prof. Dr. Mario Andreotti**, Dozent für neuere deutsche Literatur und Sachbuchautor

„Das alles erzählt Rüdiger Heins in seinem Stück ganz unaufgeregt. Das sich andere aufregen könnten, nimmt er in Kauf. Mutig, zumal sein intelligentes Stück nun zufällig in eine heiße Debatte geraten ist um Äußerungen Thilo Sarrazins zur Integrationspolitik.“ **Susanne Böhme**, SWR 2

„Rüdiger Heins bringt Brennpunkthemen auf die Bühne, wie sonst nur wenige. Deswegen schätze ich seine künstlerische Arbeitsweise sehr. Außerdem besitzt er den Mut, den man für diese Arbeit braucht! Die Themen, die er aufgreift, beschäftigen mich auch. Der Unterschied besteht darin, dass er die Empathie hat, aus sozialen Themen literarische Kulissen zu bauen. Das bewundere ich an ihm.“ **Günter Wallraff**, Köln



Astrid Kohlmeier, yes

Für alle Künstlerinnen und Künstler zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind.

Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, oder sich für ein Stipendium bewerben, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der eXperimenta

Sabine Reitze

Wettbewerbe

WORTE gegen RECHTS

Mit seinem Projekt „WORTE gegen RECHTS“ geht der Verband deutscher Schriftsteller (VS in ver.di) engagiert gegen Rassismus und Nazis vor. Im Rahmen dieses Projekts ruft der Verband zu einem literarischen Wettbewerb auf.

Eingereicht werden können unveröffentlichte Texte (je ein Gedicht bzw. ein kurzer Prosatext), die das Thema des Projekts „WORTE gegen RECHTS“ aufgreifen. Es geht um Kritik an Rassismus und Fremdenhass in Deutschland, um die Achtung der Menschenrechte, um die Würde des Menschen.

Das Projekt des Schriftstellerverbands entstand nicht zuletzt als Reaktion auf die von Rechtsextremisten verübten Morde. Imre Török, Bundesvorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller, schrieb dazu in der Presse: „Die rassistischen Morde rechtsextremer Terroristen in Deutschland müssen unsere Gesellschaft in höchstem Maße alarmieren, sie zeigen das wahre abscheuliche Gesicht der Neonazis, Hassprediger und ihrer Sympathisanten.“

Kurze, prägnante Texte sind erwünscht (Gedichte: maximal 800 Zeichen; Prosa: maximal 6.000 Zeichen).

Der VS bittet um Einsendungen an die

Bundesgeschäftsstelle des VS

Paula-Thiede-Ufer 10

10179 Berlin.

Dotierung:

Die Jury (Autorinnen/Autoren des Schriftstellerverbandes) wird die jeweils zehn besten Beiträge auswählen, die auf den Internetseiten des VS und in der Zeitschrift „**kunstundkultur**“ veröffentlicht werden. Der Abdruck der publizierten Texte wird honoriert, ebenso sind Lesungen mit den jeweils drei besten Texten geplant.

Einsendeschluss: 09. November 2012 (Datum des Poststempels)

Infos und Hinweise auf weitere Aktivitäten gegen Rechts:

<http://vs.verdi.de/projekte/worte-gegen-rechts/wettbewerb>

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_wortegegenrechts.html

Short-Story-Preis Leverkusen

Eine Kooperation der Volkshochschule mit dem Kulturbüro und der Stadtbibliothek

Bitte beachten Sie folgende Teilnahmebedingungen:

- Das Thema ist frei.
- Sie müssen in Nordrhein-Westfalen wohnen.
- Ihre Kurzgeschichte darf noch nicht veröffentlicht sein und nicht mehr als 6000 Zeichen, inklusive Leerzeichen, umfassen.
- Sie dürfen nur einen Text einschicken (ein Ausdruck auf Papier, keine E-Mail).
- Die Einsendung bitte anonymisieren: Markieren Sie Ihre Geschichte mit einem Kennwort auf der ersten Seite. In einem kleinen verschlossenen Umschlag legen Sie einen Zettel mit Kennwort, Titel der Geschichte, Name, Adresse, Telefonnummer und E-Mail-Adresse. Auf dem Adressfeld dieses Umschlags bitte nur das Kennwort angeben und diesen zusammen mit der Geschichte in einem großen Umschlag versenden.
- Wenn Sie gewinnen, müssen Sie bereit sein, Ihre Siegergeschichte während der Veranstaltung „Lev liest“ am Donnerstag, 25. April 2013, 19:00 Uhr in Leverkusen vorzutragen (Spesen werden übernommen).
- Wir verschicken keine Eingangsbestätigungen und senden die Texte nicht zurück.

Schicken Sie Ihre Kurzgeschichte bitte an:

VHS Leverkusen

„Short-Story-Preis“

Forum/Am Büchelster Hof 9

51373 Leverkusen

Weitere Informationen:

VHS: Gerd Struwe, Tel: 0214-406 4185, e-mail: gerd.struwe@vhs-leverkusen.de

Kulturbüro: Claus Faika, Tel: 0214-406-4177, e-mail: claus.faika@kulturstadtleve.de

Link: <http://www.levliest.de>

Der nächste Short-Story-Preis wird im April 2013 vergeben.



Astrid Kohlmeier, diane lolita

Dotierung:

Das Preisgeld von 800,- EUR stellt die Sparkasse Leverkusen zur Verfügung. Es kann auf mehrere Preisträgerinnen und Preisträger verteilt werden.

Einsendeschluss: 14. Januar 2013 (Datum des Poststempels)

Originalausschreibung: <http://www.kulturstadtleve.de>

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_leverkusen.html

Walter-Kempowski-Literaturpreis

Förderpreis der Hamburger Autorenvereinigung (HAV-Literaturpreis).

Kurzgeschichte (unveröffentlicht) zum Thema: „Besser geht's nicht“.

Der Förderpreis der Hamburger Autorenvereinigung wird an deutschsprachige Autorinnen/Autoren für einen bisher unveröffentlichten Prosa-Text in Form einer Kurzgeschichte vergeben. Der erstmalig im Jahre 2005 von der Hannelore und Helmut Greve Stiftung für Kultur und Wissenschaft gestiftete Preis war ursprünglich mit 5.000 Euro dotiert. Ab 2007 wurde der Förderpreis der Hamburger Autorenvereinigung, mit Zustimmung des inzwischen verstorbenen Autors, in „Walter-Kempowski-Literaturpreis – Förderpreis der Hamburger Autorenvereinigung“ umbenannt. Die Hamburger Autorenvereinigung (HAV) schreibt erneut einen Kurzgeschichten-Wettbewerb mit einem bisher unveröffentlichten Prosa-Text aus.

Der Wettbewerb ist offen für Autorinnen und Autoren der Jahrgänge ab 1962, die in deutscher Sprache schreiben.

Die Einsendung zum Wettbewerb bedeutet das Einverständnis, die durch die Hauptjury ausgewählten besten drei Geschichten im Rahmen einer Veranstaltung der Hamburger Autorenvereinigung im Oktober 2013 öffentlich zu lesen. Die versammelten Mitglieder der HAV wählen die Reihenfolge der Preisträger bei dieser Veranstaltung aus. Die HAV behält sich vor, die von einer Vorjury der Hauptjury vorgelegten besten Wettbewerbstexte als Anthologie zu präsentieren. Die Einsendung zum Wettbewerb gilt als Einverständnis zur Veröffentlichung.

Der Umfang der Texte mit der Schriftart Courier New darf höchstens 5 DIN-A4-Seiten mit je 30 Zeilen á 60 Anschlägen (1.800 Zeichen ohne Leerzeichen) betragen. Längere oder handschriftliche Texte werden nicht berücksichtigt. Es muss sich um eine geschlossene literarische Erzählung handeln (keine Berichte, Reportagen, Essays u. ä.). Das Manuskript muss kopierfähig sein, d.h. es darf nicht geknickt, geheftet, gefalzt oder sonst wie verbunden sein.

Jeder Einsender kann nur einen unveröffentlichten Text für den Wettbewerb einreichen. Mehrere Zusendungen werden gesamt nicht gewertet. Unveröffentlicht heißt, bis zum Abschluss der Auswahl durch die Hauptjury, die auf der Internetseite der HAV bekannt gegeben wird, voraussichtlich im August 2013.

Um die Anonymität des Bewerbungsverfahrens zu garantieren, müssen auf einer Extraseite die Adresse, Telefonnummer und, soweit vorhanden, die E-Mail-Adresse sowie kurze biografische Daten (höchstens 12 Zeilen) angegeben werden. Dieser Seite liegt das Manuskript, auf dem weder der Verfassersname noch sonstige Hinweise auf den Urheber stehen dürfen, lose bei. Beides wird



Hans-Jürgen Buch, *Bis zum Horizont*



Hans-Jürgen Buch, *Drei Treppen*



Hans-Jürgen Buch, *eng*

zusammen in einem Umschlag eingesandt, auf dem neben der Adresse der Hinweis Literaturwettbewerb enthalten sein muss. Ein Kennwort ist nicht erforderlich. Aus organisatorischen Gründen werden Eingangsbestätigungen nicht erteilt. Das gilt auch dann, wenn eine an sich selbst adressierte frankierte Postkarte beigelegt wurde. Einsendungen, die den vorstehenden Kriterien nicht entsprechen, werden nicht berücksichtigt. Aus arbeitstechnischen Gründen, bitten wir von Rückfragen abzusehen.

Über die Juryentscheidung werden die von der Hauptjury benannten drei Autoren/Autorinnen voraussichtlich im August 2013 informiert. Zuvor werden nur die von der Vorjury für die Hauptjury ausgewählten Kandidaten benachrichtigt (voraussichtlich Ende Juni 2013). Weitere Bekanntmachungen über unsere Internet-Seite hinaus sind nicht möglich. Auf Begründungen der Entscheidung besteht in keinem Fall Anspruch. Ebenfalls nicht auf Rücksendung der eingereichten Manuskripte nach Abschluss des Wettbewerbs.

Ihre Zusendung richten Sie bitte an folgende Anschrift:

**Hamburger Autorenvereinigung
c/o Zeitform Kunst-Büro
Kennwort Literaturwettbewerb
Eulenstraße 51
22765 Hamburg**

Dotierung:

1. Preis 6.000 Euro, 2. Preis 2.500 Euro, 3. Preis 1.500 Euro

Einsendeschluss: 28. Februar 2013 (Datum des Poststempels)

Originaltext: <http://www.hamburger-autorenvereinigung.de/>

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_kempowski.html

Hans-Jürgen Buch, Motivsuche



Thüringer Krimipreis

Zum zweiten Mal sind die kreativsten Autorinnen und Autoren gefordert: Wer schreibt den besten Thüringen-Krimi? Nach dem riesigen Erfolg des Wettbewerbs um den 2011 erstmals ausgeschriebenen Thüringer Krimipreis, an dem sich 40 Autorinnen und Autoren beteiligten und dessen Gewinner, »Tod im Eichsfeld« von Astrid Seehaus, binnen kürzester Zeit zum Bestseller avancierte, haben die Veranstalter nun die zweite Runde eingeläutet: Der Sutton Verlag und die Buchhandlung Peterknecht aus Erfurt, der Börsenverein des Deutschen Buchhandels - Landesverband Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen sowie die Zeitungsgruppe Thüringen laden alle Krimiautorinnen und -autoren ein, ihren Beitrag einzureichen.

Ungeachtet des Erfolges von Astrid Seehaus' Nachwendekrimi aus dem Eichsfeld, der demnächst in die vierte Auflage gehen wird, spielt Thüringen auf dem Gebiet der Spannungsliteratur bis heute eine eher geringe Rolle. Das wollen die Veranstalter nach wie vor ändern und arbeiten deswegen weiter an Thüringens nächstem Ehrentitel: Das blutige Herz Deutschlands.

Teilnehmen kann jeder und jede, vom kriminalistischen Debütanten bis zum erfahrenen Wiederholungstäter. Nur in Thüringen muss es kriminell zugehen, ob in Suhl oder Sondershausen, Eisenach oder Gera, im Mittelalter, in der Weimarer Republik oder im Hier und Heute. Ob klassisches Täterrätsel oder kernige Detektivgeschichte, atemloser Thriller oder Krimikomödie: Wer schafft es am besten, die Thüringer Leser zu begeistern und die Abgründe der Eigenheiten von Land und Leuten auszuleuchten?

Aus allen Manuskripten, die bis Ende Mai eingehen, wählt das Krimilektorat des Sutton Verlags die 10 besten aus und gibt die Titel im Umfeld der Frankfurter Buchmesse im Oktober 2013 bekannt. Aus diesen 10 Titeln wählt die Jury, die sich aus Vertretern der Veranstalter zusammensetzt, drei Titel aus, die Shortlist, die zum Jahreswechsel 2013/14 verkündet wird. Der siegreiche Autor darf sich schließlich auf eine feierliche Präsentation seines frisch gedruckten Werkes auf der Leipziger Buchmesse und zahlreiche Lesungen im Thüringer Buchhandel freuen.

Die genauen Teilnahmebedingungen erhalten Sie beim

Sutton Verlag
Hochheimer Str. 59
99094 Erfurt

Manuskripte müssen beim Sutton Verlag, Hochheimer Straße 59, 99094 Erfurt, julia.stroebel@suttonverlag.de eingereicht werden.

Dotierung:

Das siegreiche Manuskript erscheint im März 2014 im Sutton Verlag, sowohl als gedruckte wie als elektronische Ausgabe. Die feierliche Präsentation des Werkes findet auf der Leipziger Buchmesse 2014 statt. Der Thüringer Krimipreis ist mit 500 Euro dotiert.

Einsendeschluss: 31. Mai 2013 (Datum des Poststempels)

Originalausschreibung: <http://www.sutton-belletristik.de/thueringer-krimipreis/>
sowie <http://www.sutton-belletristik.de/thueringer-krimipreis/bedingungen.htm>

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_sutton.htm

Stipendien

Alfred-Döblin-Stipendium

Die Stiftung Alfred-Döblin-Preis vergibt Aufenthaltsstipendien im Alfred-Döblin-Haus in Wewelsfleth. Das Haus hat Günter Grass dem Land Berlin zur Förderung von Schriftstellern überlassen; die Stipendien stellt die Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur der Stiftung Alfred-Döblin-Preis zur Verfügung. Die Vergabe erfolgt vorbehaltlich der zur Verfügung stehenden Mittel.

Mit dem Alfred-Döblin-Stipendium sollen Berliner Schriftstellerinnen und Schriftsteller gefördert werden, die sich bereits durch Veröffentlichungen ausgewiesen haben, oder die in Arbeitsproben eine literarische Befähigung erkennen lassen.

In der Regel werden Stipendien für einen Zeitraum von drei Monaten vergeben. Jeder Stipendiat erhält ein Aufenthaltsgeld von 1.100 Euro monatlich sowie eine Wohnung im Alfred-Döblin-Haus. Für die Dauer des Stipendiums besteht Aufenthaltspflicht in Wewelsfleth.

Über die Bewerbungen (ausgefüllter Antrag und Arbeitsproben) entscheidet eine dreiköpfige Jury. Ihr gehören je ein Vertreter der Akademie der Künste, des P.E.N.-Zentrum Bundesrepublik Deutschland und der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur an.

Bewerbungen sind zu richten an:

Akademie der Künste
Stiftung Alfred-Döblin-Preis
Aufenthaltsstipendium
Pariser Platz 4
10117 Berlin-Mitte

Das Antragsformular für das Alfred-Döblin-Stipendium kann auf der Website der Akademie der Künste unter „Preise und Stiftungen“ heruntergeladen werden.

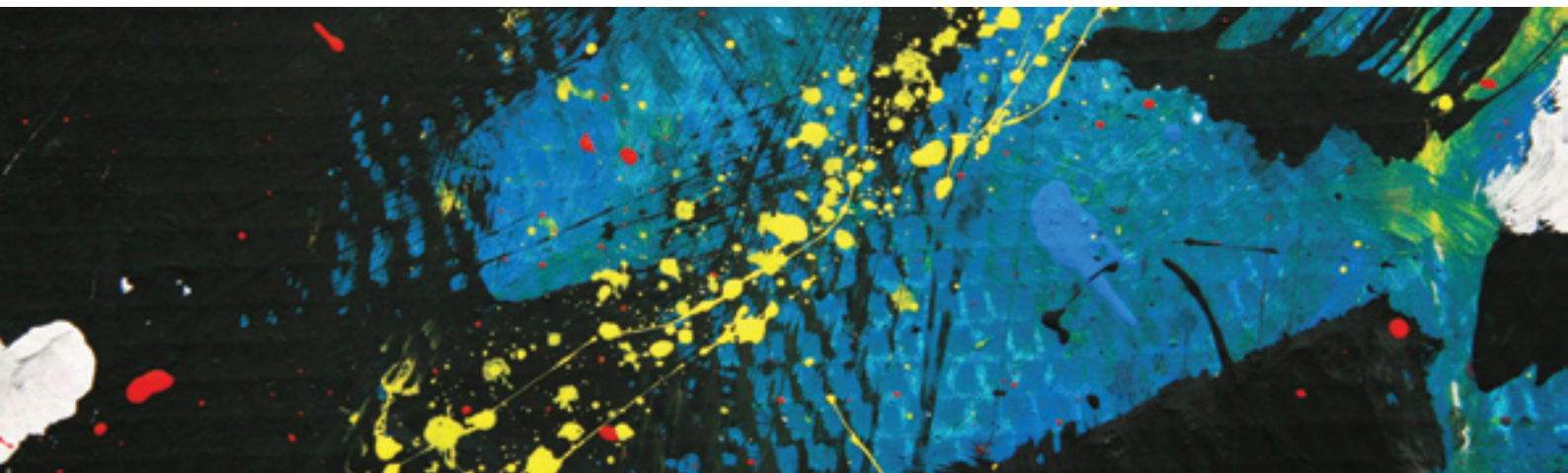
Die Bewerbungsfrist für Stipendien im Jahr 2013 endet am 30. September 2012 (Datum des Poststempels).

Bewerbungsunterlagen:

http://www.adk.de/de/akademie/preise-stiftungen/Bewerbungsunterlagen_Alfred-Doeblin-Stipendien_2013.pdf

Quelle: http://www.uschtrin.de/stip_doeblin.html

Rüdiger Heins, Impression schwarz/blau



Grenzgänger – Recherchen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa oder Nordafrika

Das Förderprogramm „Grenzgänger“, das die Robert Bosch Stiftung gemeinsam mit dem Literarischen Colloquium Berlin durchführt, wird zum 31. Oktober 2012 erneut ausgeschrieben.

Wer Mittel-, Ost- und Südosteuropa oder Nordafrika entdecken will, eine deutschsprachige Veröffentlichung plant und auf Recherchereise aufbrechen möchte, kann sich um Förderung bewerben. Gesucht werden Autorinnen und Autoren, die Informationen aus erster Hand sammeln, authentische Orte besuchen wollen und einen eigenen Blick wagen. Die Veröffentlichungen sollen ein breites Publikum erreichen können, zu Diskussionen anregen und zu mehr Verständnis für die Länder Mittel-, Ost-, Südosteuropas und Nordafrikas beitragen. Willkommen sind literarische und essayistische Prosa, Fototextbände, Kinder- und Jugendbücher, aber auch Drehbücher für Dokumentar- und Spielfilme sowie Hörfunkbeiträge.

Die „Grenzgänger“ können ihre Werke zudem in öffentlichen Veranstaltungen präsentieren. Für die Durchführung dieser Veranstaltungen stellt die Robert Bosch Stiftung Mittel zur Verfügung. Interessierte Institutionen können finanzielle Unterstützung für Grenzgänger-Veranstaltungen beantragen. Link: <http://www.lcb.de/autoren/grenzgaenger/veranstaltungen.htm>

Die Robert Bosch Stiftung führt das Förderprogramm „Grenzgänger“ in Zusammenarbeit mit dem LCB durch. Das Literarische Colloquium übernimmt Beratung und Auswahl der Bewerbungen und koordiniert die Grenzgänger-Veranstaltungen.

Es können pauschale Recherchestipendien in Höhe von 2.000 € / 4.000 € / 6.000 € / 8.000 € / 10.000 € beantragt werden, abhängig von Rechercheaufwand und -dauer. Damit sollen die Kosten für Reise, Unterkunft, Verpflegung, Visa und Dolmetscher abgedeckt sowie die Lebenshaltungskosten während der Recherche bezuschusst werden.

Nicht gefördert werden fachwissenschaftliche Veröffentlichungen, Zeitungsartikel, Theaterprojekte, Reiseführer, Sammelbände, Lyrik, Übersetzungsprojekte, Verlags- und Produktionskosten, allgemeine Arbeitsmittel, Bürokosten und Infrastrukturmaßnahmen.

Eine unabhängige Jury wählt aus den eingehenden Bewerbungen Projekte zur Förderung aus. Die Entscheidung wird jeweils Mitte Januar bzw. Mitte Juli mitgeteilt.

Regelmäßig aktualisierte Informationen zu bisherigen Veröffentlichungen der Grenzgänger finden Sie auf den Seiten der Robert Bosch Stiftung.

Kontakt:

Inga Niemann

Literarisches Colloquium Berlin e.V.

Am Sandwerder 5 / 14109 Berlin

Telefon: 030 816996 64

E-Mail: niemann@lcb.de

Die Robert Bosch Stiftung ist eine der großen unternehmensverbundenen Stiftungen in Deutschland. Sie wurde 1964 gegründet und setzt die gemeinnützigen Bestrebungen des Firmengründers und Stifters Robert Bosch (1861 – 1942) fort. Die Stiftung beschäftigt sich vorrangig mit den Themenfeldern Völkerverständigung, Bildung und Gesundheit, darüber hinaus befasst sie sich auch mit Fragestellungen der Kultur.

Viele Fragen über das Wer, Wie, Was der Förderung werden ausführlich auf der Website des LCB beantwortet: <http://www.lcb.de/autoren/grenzgaenger/faq.htm>

Weitere Informationen, Bewerbungsunterlagen sowie Veröffentlichungen der bisher geförderten „Grenzgänger“ im Internet unter:

<http://www.lcb.de/autoren/grenzgaenger/>
www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger

Quelle: http://www.uschtrin.de/stip_grenzgaenger.html



Hans-Jürgen Buch, Wachstum und Verfall

Baldreit-Stipendium 2013

Seit 1988 vergibt die Stadt Baden-Baden mit Unterstützung der Sparkasse Baden-Baden Gaggenau alljährlich für die Dauer von 12 Monaten ein Künstlerstipendium an Bewerber aus den drei Sparten Komposition, Bildende Kunst oder Literatur.

Das Baldreit-Stipendium ist ein Aufenthaltsstipendium. Wünschenswert ist, dass die Stipendiaten in der Stadt präsent sind und ihre Arbeit in Baden-Baden darstellen und vermitteln. Gute Deutschkenntnisse sind deshalb unerlässlich. Lokale Projekte der Stipendiaten werden im Rahmen der städtischen Möglichkeiten gefördert.

Das Baldreit-Stipendium ist eine Form der Künstlerförderung der Stadt Baden-Baden, die es Kunschtschaffenden aus den Bereichen Literatur, Musik und Bildende Kunst ermöglicht, sich für ein Jahr bzw. sechs Monate lang ihrem Beruf ohne finanzielle Sorgen zu widmen.

Anzahl/Dauer: Ein Aufenthalts-Stipendium für ein Jahr oder geteilt für zwei Bewerber für jeweils sechs Monate. Beginn: 01. April bzw. 01. Oktober 2013

Stipendiaten: Schriftsteller, Bildende Künstler oder Komponisten

Stipendium: Monatliches Stipendium in Höhe von 760 Euro sowie ein monatlicher Mietnebenkostenzuschuss von 60 Euro.

Wohnung: Die Atelierwohnung (nicht barrierefrei) liegt zentral in der Innenstadt, ist ca. 50 qm groß und hat zwei Zimmer, Kochnische, Bad, Zentralheizung. Die Wohnung wird dem (der) Künstler(in) mietfrei zur Verfügung gestellt.

Bewerbungsunterlagen: Als Entscheidungsgrundlage wird um einen kurzen Lebenslauf und um Unterlagen zur Darstellung der künstlerischen Arbeit gebeten (z. B. Fotografien ihrer Bilder, Auszüge oder Fotokopien ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, veröffentlichte Bücher, Presseberichte, Partituren, CD-Einspielungen o. Ä.). Von der Übersendung von Originalunterlagen bitten wir abzusehen. Eine Haftung der Stadt für Transport, Aufbewahrung und Versand der eingereichten Exponate ist ausgeschlossen.

Bewerbungen und Vorschläge nimmt das **Referat des Oberbürgermeister, Abteilung Kultur und Internationale Beziehungen, nur schriftlich innerhalb der Bewerbungsfrist** entgegen.

Kontakt: Haben Sie noch Fragen? Dann wenden Sie sich bitte an

Alesja Rau, Abteilung Kultur, Raum: 432

Telefon: (07221) 93-20 07

Telefax: (07221) 93-20 39

Email: alesja.rau@baden-baden.de

Adresse: Marktplatz 2, 76530 Baden-Baden

Bewerbungsschluss: 30. November 2012

Originalausschreibung: <http://www.baden-baden.de/de/buergerservice/c/content/contentstadt/lebenslage/verfahren/00952/index.html&nav=l602>

Quelle: http://www.uschtrin.de/stip_baldreit.html

Raymond-Aron-Preis für deutsch-französische Übersetzungsprojekte aus den Geistes- und Sozialwissenschaften

Der 1986 eingerichtete Preis zeichnet deutsche und französische Übersetzungsprojekte aus den Geistes- und Sozialwissenschaften aus. Seit 2005 trägt er den Namen Raymond-Aron-Preis. Die DVA-Stiftung verfolgt mit diesem Programm das Ziel, den intellektuellen Dialog zwischen deutscher und französischer Kultur zu stärken. Ohne Kenntnis von Schlüsselwerken und Klassikern der Geistes- und Sozialwissenschaften kann es keine fruchtbaren geistigen Wechselwirkungen geben. Der Übersetzer spielt dabei als Mittler eine entscheidende Rolle. Indem die DVA-Stiftung thematisch wichtige und formal gelungene Übersetzungsprojekte auszeichnet, will sie das Übersetzen als Instrument interkultureller Verständigung fördern.

Der Preis wird alle zwei Jahre in Form eines Stipendiums für je ein deutsches und ein französisches Übersetzungsprojekt verliehen. Er ist pro Person mit 10 000 € dotiert.

Dem Verlag, der die Übersetzung veröffentlicht, kann unter bestimmten Voraussetzungen ein Zuschuss von bis zu 50 Prozent der Druckkosten gewährt werden. Die Höchstgrenze des Zuschusses liegt bei 3000 €.

Der Preis wird verliehen für die Vorlage eines Übersetzungsprojekts aus den Geistes- und Sozialwissenschaften oder aus der Essayistik, das in deutscher oder französischer Sprache geschrieben wurde. (Belletristische Texte und Quelleneditionen werden nicht berücksichtigt.) Dabei werden vorrangig solche Projekte gewürdigt, von denen der Bewerber überzeugend begründet, dass sie eine Schlüsselfunktion bei der Vermittlung signifikanter Bewegungen und Entwicklungen in beiden Kulturen ausüben können.

Die Ausschreibung richtet sich an Bewerber, die bereits Übersetzungen veröffentlicht haben. Die Kandidaten oder ihr Verlag reichen ein Exemplar des Originalwerkes ein und fügen folgende Unterlagen in siebenfacher Ausfertigung bei:

Lebenslauf und Liste der bisher veröffentlichten Übersetzungen

Angaben zu Autor, Titel, Erscheinungsjahr des zu übersetzenden Werks

Beschreibung der Thematik und Bedeutung des Werks im Kontext der Ursprungs- und Zielkultur durch den Bewerber (Umfang maximal 2 Seiten)

Übersetzungsprobe von etwa zehn Seiten eines besonders relevanten Auszugs aus dem vorgestellten Text sowie die Kopie der entsprechenden Passage aus dem Original

Angaben zur voraussichtlichen Bearbeitungszeit für die Übersetzung.

Hinweis: Bei noch nicht abgeschlossenem Verlagsvertrag sollten sich die Bewerber erkundigen, ob die Übersetzungsrechte frei sind.

Es wird erwartet, dass die Preisträger das Manuskript der Übersetzung innerhalb von zwei Jahren publikationsreif vorlegen.

Die Sendungen sind zu richten an die

DVA-Stiftung

Raymond-Aron-Preis

Heidehofstraße 31

70184 Stuttgart

Mit der Einsendung der Bewerbung erklären sich die Teilnehmer mit den vorstehenden Bedingungen einverstanden.

Über die Vergabe der Preise entscheidet die Stiftung auf Vorschlag einer deutsch-französischen Jury zu Beginn des Jahres 2013. Die Preisverleihung findet im Laufe des Jahres 2013 statt.

Einsendeschluss für alle Teilnehmer ist der 5. Dezember 2012. Es gilt das Datum des Poststempels.

Originalausschreibung mit Zusatzinfos:

<http://dva-stiftung.bosch-stiftung.de/content/language1/html/9723.asp>

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_dvaaron.html

Impressum

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Magister-Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach und Dr.-Sieglitz Straße 49 in 55541 Bingen.

Email: redaktion@experimenta.de

Herausgeber: Rüdiger Heins, Luise Hepp und Carolina Butto Zarzar

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter

Redaktion: Johanna von Ach, Bastian Exner, Sabine Reitze

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:

eXperimenta,

Dr. Sieglitz Str. 49, 55411 Bingen

Auflage: 15.857

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@eXperimenta.de.

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131-eXperimenta-2012-108

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Rüdiger Heins, Antje Clara Bucker, Patricio Bravo, Gustav Klimt, Franz von Stuck, Christoph Wilmer, Hans-Jürgen Buch xxx

Titelbild: Antje Clara Bucker

Die Druckausgabe kann für 12 € zzgl. Porto und Verpackung bestellt werden bei: print-listl@gmx.de



Astrid Kohlmeier, paint



Astrid Kohlmeier, now



Astrid Kohlmeier, coffee

Skuli Björnssons Hörspieltipp

ARD Radio Tatort 57: Vorahnung

Sendetermine:

BR 2 - Mittwoch, 10. Okt 2012 20:03

HR 2 - Mittwoch, 10. Okt 2012 21:30

BR 2 - Donnerstag, 11. Okt 2012 21:03

NDR Info - Samstag, 13. Okt 2012 21:05

[\[Live-Stream \(winmedia\)\]](#) [\[Live-Stream \(mp3\)\]](#)

SR 2 - Sonntag, 14. Okt 2012 17:04

Autor: **Friedemann Schulz** (BRD *1945)

Produktion: HR 2012 ca. 54 Min. (Stereo) - Originalhörspiel dt. Inhaltsangabe: Nebes Kollege Schmoll, Hauptkommissar wie er, aber ihm untergeordnet, hat sich was einfallen lassen, um aufzufallen. Er bemängelte die Öffentlichkeitsarbeit der Polizei und führte eine Art Bürger-Sprechstunde zur Prävention ein, jeweils donnerstags. Und dann kommen sie, die notorischen Denunzianten, die sich über potentielle Gefahren missliebiger Nachbarn auslassen und Rentner, die was gefunden haben. „Das haben wir nun davon. Leute, deren Leben nicht ganz ausgefüllt ist, suchen uns auf“, denkt Nebe, der nun schon ein Jahr in Rotenburg an der Fulda weilt, als ein Rentner eine billige, demolierte Puppe bei der Polizei abgibt. Es folgen zwei weitere. Geschändete Puppen als Ersatz für Leichen - Langeweile pur für Nebe. Die Dunkelziffer nicht aufgeklärter Morde gleich Null. Und doch legt sich so etwas wie eine leise Vorahnung über die Region. Und dann findet man an einem Wehr der Fulda tatsächlich die Leiche eines kleinen Mädchens. Die Tochter eines geschiedenen Ehepaars. Gibt es da einen Zusammenhang mit den Puppen? Nebe macht sich an die Ermittlungen. Ein Ortstermin soll Klarheit verschaffen.

Das Gespenst von Canterville

Sendetermine:

DRS Musikwelle - Sonntag, 14. Okt 2012 14:00, (angekündigte Länge: 78:00)

Autor: **Oscar Wilde** (Irland *1854 †1900)

Produktion: DRS 1973 78 Min. (Stereo) – Bearbeitung Literatur Regisseur(e):
Felix Klee

Bearbeiter: Felix Klee

Komponist: Willy Bischof

Übersetzer: Franz Blei



Oscar Wilde, Foto Napoleon Sarony

Inhaltsangabe: Seelen von grausamen Tätern und bedauernswerten Opfern, die nach dem Tod ihre Ruhe nicht finden, spukten und spuken noch in der Literatur und in den Köpfen vieler Menschen herum. Und England mit seinen Burgen, Schlössern und Mooren ist mit entsprechenden Legenden besonders gesegnet. Diese werden zelebriert, gepflegt, und nicht zuletzt als touristische Attraktion verkauft. Oscar Wilde hat 1887 seine erste Geschichte – augenzwinkernd – dem obskuren Nationalsport seiner Landsleute gewidmet. Darin hat er einen modernen Menschen mit gesundem Mangel an Sensibilität, den amerikanischen Gesandten im britischen

Königreich Hiram B. Otis, dem geschichtsträchtigen, altersmüden und dekadenten Adel Englands gegenübergestellt. Und er hat im Gespenst, das mit seinem Spuk keine Wirkung mehr tätigt, sondern selber in Angst erstarrt, den Konservatismus im viktorianischen Zeitalter karikiert.

Gaddafi

Sendetermine:

DRS 2 - Mittwoch, 17. Okt 2012 20:00 (Ursendung) , (angekündigte Länge: 50:00)

Autor: **Eberhard Petschinka** (Österreich *1953)

Produktion: SRF/ORF 2012 50 Min. (Stereo) - Originalhörspiel dt. Regisseur(e): Eberhard Petschinka

Komponist: Wolfgang Mitterer

Inhaltsangabe: Er war ohne Frage der exzentrischste Machthaber seiner Zeit. Er residierte in luxuriösen Wüstenzelten, trug Phantasieuniformen und wurde noch 2008 von afrikanischen Stammesherrschern zum «König der Könige» von Afrika ausgerufen. 42 Jahre lang bestimmte Muammar Muhammad Abdassalam Abu Minyar al-Gaddafi die Geschicke Libyens. Der Ölreichtum seines Landes sicherte ihm schier unbegrenzte Mittel. Er unterstützte Terroraktionen, intervenierte nach Gutdünken, beleidigte höchste Würdenträger – und wurde dennoch von den Großen und Mächtigen dieser Welt hofiert. Am 20. Oktober 2011 starb Gaddafi. Das Blatt hatte sich gewendet, der «König der Könige» wurde vom eigenen Volk verfolgt und war als Tyrann weltweit geächtet. Selbst Berlusconi («mein guter Freund Silvio») hatte sich inzwischen von ihm abgewendet. Anlässlich des ersten Todestages von Gaddafi hat sich der erfolgreiche und mit den wichtigsten Preisen ausgezeichnete Autor und Regisseur Eberhard Petschinka dieser bizarren Persönlichkeit angenommen. In seinem brisanten Stück bringt der Autor Fragen und Gedanken ins Spiel, die einen neuen Blick auf die Geschehnisse eröffnen. Warum intervenierte der Westen? War es eine «action humanitaire», waren es wirtschaftliche Interessen – oder wollte Nicolas Sarkozy seine Carla Bruni ganz einfach mit einem Krieg beeindrucken? In Petschinkas Hörspiel nimmt ein Reporter den Auftrag an, nach den Spuren des liquidierten Diktators zu suchen. Das virtuos mit Fiktion und Wirklichkeit spielende Stück baut auf realen Fakten, verwendet zahlreiche O-Töne aus Radio- und TV-Sendungen und durchsetzt die Realität mit satirischen Elementen, die Witz und Beklemmung erzeugen. Petschinka lässt Gaddafi selber auftreten und die Ereignisse kommentieren. Sogar zur Schweiz, die ihm die gute Laune gehörig verdorben hat, mag er sich kurz äussern...

Woher kennen wir den?

Sendetermin:

HR 2 - Mittwoch, 17. Okt 2012 21:30, (angekündigte Länge: 53:00)

Autor: **Franz Mon** (BRD *1926)

Produktion: SWR 2012 ca. 55 Min. Originalhörspiel dt.

Regisseur: Franz Mon

Das Stück von Franz Mon besteht aus einer Folge von Dialogen. Worüber jeweils gesprochen wird, stellt sich erst im Verlauf des Wortwechsels heraus. Es sind scheinbar Alltagssituation, ein Gerede um Dinge wie, wohin jemand möchte oder woher jemand kommt. Ein Wort gibt das andere. Wer das Wort hat, hat recht; genauso wie der, der ihm etwas entgegnet. Es gibt Themen, die im Hin und Her eines Wörter- und Sätzepingongs permutativ durchgespielt werden, um ihnen einen unerwarteten

Sinn abzutrotzen und sie dem Gewohnten zu entreißen. Aber auch der Tod Schillers kommt zur Sprache oder Nofretetes museales Schicksal; und der Ort Hamm an der Bergstraße spielt eine Rolle. Doch jedes Gespräch der Beteiligten schwimmt auf seiner Welle des Unausgesprochenen, Verhohlenen. Es bleibt – Anfang wie Ende abrupt – im eigenen Bruchfeld. Zwischen den Dialogen absorbieren Zwischenbemerkungen eines unbeteiligten Dritten die Aufmerksamkeit. Einfallendes, Anderes, Beiläufiges wird eingeblendet. Unabsichtlich kann es sich ins nächste Gespräch einfädeln: Stichwortartikel, Szenarien, Verweise.



Hans-Jürgen Buch, Der Schreiber meditiert

Schreiben und Meditieren

**im Kloster Himmerod 12. bis 14.
Oktober 2012**

Das Erzählen gehört zu den Grundbedürfnissen des menschlichen Lebens. Mündliches Erzählen ist eine Form, die zum literarischen Schreiben führen kann. Schreiben verändert das Leben und Schreiben hilft dabei, sich etwas „von der Seele zu schreiben“!

Den Seminarteilnehmern wird in spielerischer Weise der Umgang mit Sprache und Stil nähergebracht. Mit Übungs-beispielen aus dem „Kreativen Schreiben“ werden Ängste und Blockaden am eigenen Schreiben überwunden. Ein weiterer Bestandteil des Seminars sind Stilleübungen und Meditationstechniken, die den kreativen Schreibprozess begleiten sollen.

Zielgruppe: Menschen, die Geschichten aus ihrem Leben aufschreiben möchten, für sich oder für andere.

Neugierige, die gern schreiben und Geschichten erfinden oder die Freude daran entdecken möchten. Frauen und Männer, die gerne erzählen und zuhören.

Seminargebühr: 250,- € Übernachtung und Vollpension im Kloster 40,- € pro Nacht

Seminarort: **Kloster Himmerod in der Eifel**

Seminartermin: 12. bis 14. Oktober 2012

Freitag von 18:00 bis 20:00 Uhr.

Samstag von 10:00 bis 18:00 Uhr.

Sonntag von 11:00 bis 13:00 Uhr.

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Schriftsteller, www.ruedigerheins.de

Weitere Informationen: www.inkas-institut.de

Telefon: 06721 – 921060

eMail: info@inkas-id.de

Seminar „Wie schreibe ich (m)ein Buch?“

**im Haus Sonnegg, Oberaach, Kanton Thurgau, Schweiz
vom 09. bis 11. November 2012**

Wer hat nicht schon einmal mit dem Gedanken gespielt, ein eigenes Buch zu schreiben, um es dann zu veröffentlichen?

Im Seminar „Wie schreibe ich (m)ein Buch?“ erlernen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen Techniken, um diesen Traum zu verwirklichen. Auf Grundlage eigener Ideen Textkulissen für ein geplantes Buchprojekt entwickelt. Mit unterschiedlichen Bausteinen des „literarischen Schreibens“ und den Methoden des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Vorbereitungen eines geplanten Buchprojektes eingeführt. Für dieses Seminar sind keine Vorkenntnisse nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

Seminartermin: 09. Bis 11. November 2012
Freitag von 14:00 bis 20:00 Uhr
Samstag von 10:00 bis 18:00 Uhr
Sonntag von 11:00 bis 14:00 Uhr.

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Schriftsteller,
www.ruedigerheins.de

Seminargebühr: 250,- € (320,- CHF)
Pro Tag mit Übernachtung im Einzelzimmer und Vollpension, auf Wunsch vegetarisch, kostet im Haus Sonnegg CHF 100,- (z.Zt. 84,- €) Darin ist alles inbegriffen außer Alkohol und Limonaden (Cola etc.)

Weitere Informationen: www.inkas-institut.de

Telefon: 06721 – 921060

eMail: info@inkas-id.de



Hans-Jürgen Buch, Gingko rot

**Kreativität ist oft
eine Mischung aus Talent, Interesse
und Erfahrung ...**

**... und bedarf nicht unbedingt
vieler Köche.**

Wobei ich hier nicht
über Rezepte sprechen will,
sondern über das Einfühlungsvermögen
in die Wünsche und Vorstellungen
des Kunden und das Wissen darüber,
wer nach der Ideenfindung
welche Schritte im Marketingmix
realisieren kann.

Ideenentwicklung ist dabei
immer ein Prozess
zwischen dem Kunden
und dem Kreativen,
die sich während
der Entwicklungsphase
als gleichwertige Partner
gegenüberstehen.

Und der Kreative muss bereit sein,
den ersten Ball zu werfen –
auch wenn dieser erst einmal
nicht unbedingt trifft.

Doch dieser erste Wurf
bildet die Grundlage
einer gelingenden Kommunikation
für die Realisierung
erfolgreichen Marketings.

Auf eine gute Zusammenarbeit!



Design.Concept
Hans-Jürgen Buch

Dipl. Designer

design.concept@t-online.de



eXperimenta

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp



Hans-Jürgen Buch, Mouth with banana, 75 x 100 cm

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de